
Der Adler
BERLIN, 11. JULI 1939
Heft 11
Preis 20 Pf.
frei Haus 22 Pf.
HERAUSGEGEBEN UNTER
MITWIRKUNG DES REICHS-
LUFTFAHRTMINISTERIUMS
Wie stark ist
Englands Luftwaffe?
Großer Bildbericht
In diesem Heft Großes Preisausschreiben



MORGENS FLIEGEN



Kameraden im Boot — wenn der Bootsoffizier mit den Flugschülern hinausfährt . . .

Links: Segeln ist Dienst! Wer Seeflugzeuge führen will, muß Wind und Wellen wie ein Seemann kennen. Ohne Segelschein kein Seeflieger!





Knotenspleißen am laufenden Band — eine schwierige Wissenschaft für junge Seeflieger, die die christliche Seefahrt erst noch lernen wollen

Links: Soldaten der Luftwaffe als Seeleute — ein alltägliches Bild in allen deutschen Seefliegerhorsten, wo die Kenntnis der See ebenso wichtig ist wie die Beherrschung der Luft

MITTAGS SEGELN

Ein Bildbericht von der seemännischen Ausbildung unserer Seeflieger

Wer in der deutschen Luftwaffe als Seeflieger dienen will, muß dreierlei Eigenschaften in vollkommener Weise besitzen: Er muß ein ganzer Soldat, ein erfahrener Seemann und ein geübter Flieger sein. Die infanteristische Ausbildung stellt die selbstverständliche Grundlage dar. Die fliegerische Tätigkeit ist das Endziel. Dazwischen aber liegt das weite Gebiet seemännischer Erfahrungen, ohne die der künftige Pilot später niemals ein sicherer Seeflieger werden kann. Im Gegensatz zu der Fliegerei von der anderen Fakultät muß der Seeflieger mit doppelt schwierigen Wetterverhältnissen rechnen. Der Einfluß von Wind und Wellen, von Luft- und Meeresströmungen auf seinem Flug muß ihm von Grund auf vertraut sein, die Führung der Maschine in böigem Seewetter ist ungleich schwieriger als ein Überlandflug, und wenn er einmal gegen alle Regeln seiner fliegerischen Kunst doch aufs freie Wasser herunter muß, braucht er erst recht seine eigenen praktischen Erfahrungen im Umgang mit dem nassen Element. Wer also Seeflieger werden will, muß vor dem Freiflugschein den Freisegelschein machen, und darum gehört zu allen deutschen Seefliegerhorsten eine kleine Flotte von Segel-

Rechts: ... und Kameraden am Motor — wenn Offizier und Fahnenjunker mit den großen Seeflugzeugen über die Ostsee fliegen



Soldaten mit der Zipfelmütze? An Bord der großen Jachten, die die Luftwaffe zu Ausbildungszwecken unterhält, wird zünftige Seglerkluft getragen: Leinenschuhe, Wollsweater und Seglermütze

booten jeden Typs, auf denen die Flugschüler die christliche Seefahrt in allen Sparten erlernen. Seine ersten Erfahrungen macht der künftige Flieger im schweren Kutter, wo er pullen, den Mast setzen und die Segel bedienen lernt. Bald darauf fährt er mit erfahrenen Bootsunteroffizieren in Dingis und Jollen hinaus, um endlich nach einigen Wochen jene Sicherheit zu erlangen, die ihm die ersten Segelfahrten auch ohne Beaufsichtigung erlaubt. Daß diese Form militärischen Dienstes bei Mannschaften und Offizieren besonders hoch geschätzt wird, läßt sich denken. Jeder freie Nachmittag wird nach Möglichkeit in einer der schmucken Olympiajollen oder sogar an Bord einer der großen Jachten verbracht. Und es gibt keine schönere Anerkennung für diese modernsten „Seefahrer" unserer Zeit, als wenn sie auf Grund ihrer Leistungen auf Tage und Wochen über die Ostsee ausfahren, um bei der Kieler Woche, Travemünder Woche oder Warnemünder Woche das seemännische Können der deutschen Luftwaffe unter Beweis zu stellen.



Morgens fliegen, nachmittags segeln! Das ist der Dienstplan der Seeflugschüler

Links: Wer nicht richtig pullen und Segel setzen kann, wird nie ein rechter Seeflieger. Darum Dienst an Riemen und Motoren

Sonderaufnahmen für den „Adler" von Dr. Wolf Strache

Wie stark ist Englands Luftwaffe?

Von Hptm. d. R. Georg W. Feuchter

Unter dem Begriff „Luftmacht“ versteht man die gesamte Rüstungskraft, die ein Staat hinsichtlich der Luftwaffe besitzt. Bei der Beurteilung der Luftmacht genügt es deshalb nicht, nur den Rüstungsstand der jeweiligen Luftwaffe zu betrachten, es müssen auch neben dem Ausbildungsstand und dem Geist der Truppe die Möglichkeiten der Kriegsindustrie, die Vorräte und Rohstoffe und die luftpolitischen und luftgeographischen Gegebenheiten berücksichtigt werden. Gerade wenn man die Luftmacht des Britischen Weltreiches betrachten will, ist es notwendig, all diese Faktoren in Rechnung zu ziehen.

Das Britische Weltreich setzt sich ja aus Großbritannien und einer großen Anzahl verstreut liegender Gebiete (Dominien, Kolonien, Schutz- und Mandatsgebieten) zusammen. Sie liegen über die ganze Erde verteilt. Das Herz des gesamten Empire aber ist im engsten Sinne nach wie vor England.

Heute liegen die Verhältnisse so, daß der gesamte wirtschaftliche, rüstungsmäßige und militärische Schwerpunkt noch in Großbritannien, vor allem in England liegt. Die einzelnen Dominien des Britischen Weltreiches, die sogar zum großen Teil im Bereich aller möglichen Verwicklungen liegen, sind bei der Verteidigung auf die Hilfe des Mutterlandes angewiesen da ihre eigene militärische Kraft, vor allem auf dem Gebiet der Luftkriegführung, nicht genügt, um sich selbst ausreichend schützen zu können.

Von maßgebenden Fachleuten gerade auf dem Gebiet der Luftkriegführung, wie dem bekannten englischen Schriftsteller Captain Norman Macmillan, sind diese Schwächen des Britischen Weltreiches klar erkannt worden. Er kämpft deshalb in seinem Buch „The Chosen Instrument“ (in deutscher Übersetzung unter dem Titel „Luftwaffe in Front — Luftstrategie englisch gesehen“, 1939 — im Verlag Dr. Matthiesen u. Co., Berlin, erschienen) für eine Dezentralisation der britischen Luftrüstungsindustrie und für die Stärkung der eigenen Wehrkraft der einzelnen Dominien.



Kameradschaftlich vereint sitzen die Männer und warten auf den Einsatz. Es sind allerdings nur Puppen, die bei einer Flugvorführung an Fallschirmen aus den Flugzeugen abgeworfen werden

Rechts: Britische Jagdflieger beim Kartenstudium vor dem Aufstieg zu einem Übungsflug

Wir wollen den derzeitigen Stand der Luftmacht des Britischen Weltreiches näher untersuchen.

Großbritannien

Zur Zeit verfügt Großbritannien in der **Heimat** über 1751 Flugzeuge erster Linie, hiervon 560 Jagdflugzeuge, 855 Kampf(Bomben-)flugzeuge, 24 Torpedobomber, 216 Flugzeuge für Fernaufklärung und Küstenüberwachung sowie 96 Nahaufklärungsflugzeuge für das Heer.
In den Überseegebieten (Mittelmeer, Mittlerer Osten, Palästina, Transjordanien, Irak, Aden, Indien und Ferner Osten) sind insgesamt 354 Flugzeuge stationiert, die sich aus 3 Jagdstaffeln, 24 Mehrzweck- (Aufklärung und Bomben- oder Torpedowurf) und 4 Flugbootstaffeln zusammensetzen. Dazu kommen noch etwa 240 Flugzeuge der Marinefliegertruppe. Für das Jahr 1940 sollen die Flugzeuge der Heimat insgesamt auf 2370, die in Übersee auf 490 und die der Marinefliegertruppe auf 500 Stück gebracht werden. An Personal verfügt Großbritannien über eine reguläre Fliegertruppe von insgesamt 85 000 Offizieren und Mannschaften, eine allgemeine und freiwillige Reserve von 31 000 Offizieren und Mannschaften und über eine Hilfsfliegertruppe von 9500 Offizieren und Mannschaften, insgesamt 125 500 Offizieren und Mannschaften. Für das Haushaltsjahr 1939/40 soll allein die reguläre Fliegertruppe auf 118 000 Offiziere und Mannschaften erhöht werden.
Das gesamte militärische und zivile Flugwesen, mit Ausnahme des Marineflugwesens, ist im Luftministerium vereinigt. Das Marineflugwesen untersteht als Hilfswaffe der Marine. Die Flakartillerie ist zwar eine Truppe des Heeres, untersteht jedoch taktisch dem Luftministerium, diesem unterstehen auch die Sperrballoneinheiten und der vom „Observer Corps" durchgeführte Flugmeldedienst.
Die Fliegertruppe selbst besteht aus dem Operationskommando der Kampfflieger in Uxbridge (6 Gruppen mit insgesamt 57 Kampfstaffeln), dem Operationskommando der Jagdflieger in Stanmore (3 Gruppen mit insgesamt 40 Jagd- und 8 [Heeres-] Nahaufklärer-Staffeln), das Operationskommando der Küstenflieger in Lee-on-Solent (3 Gruppen mit insgesamt 18 Mehrzwecke- bzw. Flugboot- bzw. Torpedo-Staffeln).
Weiterhin gehören zur Fliegergruppe das Operationskommando der Schulen in Market Drayton (4 Ausbildungsgruppen, 15 Flugzeugführerschulen, 8 Fliegerschießplätze und zahlreiche andere Ausbildungsanstalten), das Operationskommando der Nachschubeinheiten in Andover (2 Nachschubgruppen mit ungefähr 40 Nachschubeinheiten), das Operationskommando für Ausbildung der Reserven in Hendon (2 Ausbildungsgruppen mit 34 Flugzeugführerschulen für Anfänger und Reservisten und weiteren Ausbildungsstellen für Reservisten) und das Operationskommando der Ballonsperren in London (eine Ballonsperrgruppe mit 18 Zentren und 47 Sperrballonstaffeln).
Die Marinefliegertruppe verfügt über 15 Staffeln auf Flugzeugträgern sowie über 3 Katapultstaffeln und 8 Katapultschwärme, deren Flugzeuge auf verschiedene Kriegsschiffe verteilt sind.
Die britische Fliegertruppe befindet sich zur Zeit im Zustand der Aufrüstung nach Zahl und der Umrüstung mit neuzeitlichem Flugzeugmaterial. Der größere Teil der Kampf- und Jagdstaffeln der Heimatluftstreitkräfte ist schon heute mit neuzeitlichen Flugzeugmustern ausgerüstet. Die Ausbildung ist vom sportlich-fliegerischen Standpunkt aus betrachtet sehr gut.

FORTSETZUNG AUF SEITE 30

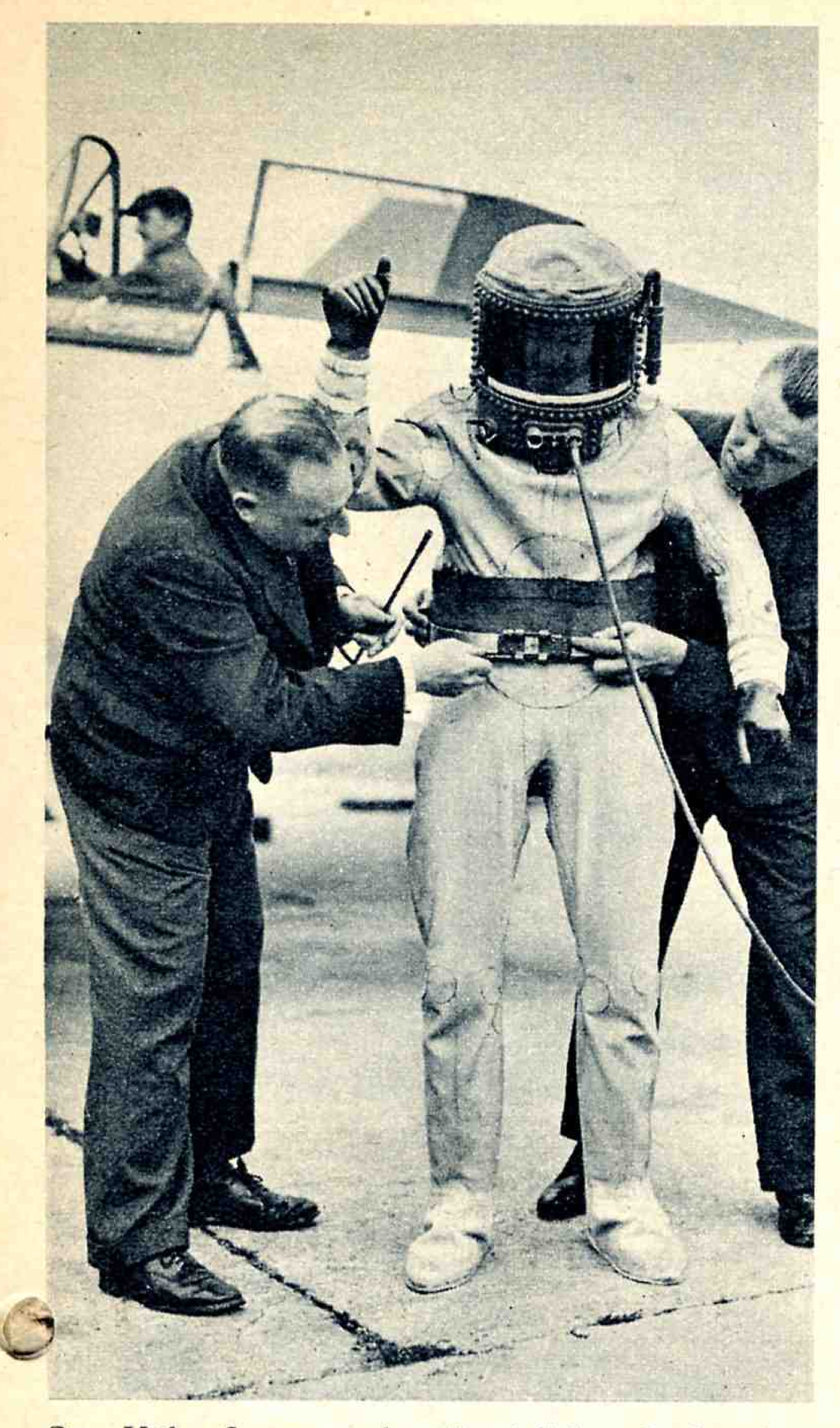
Eine Kette Mehrzwecke-Flugzeuge vom Typ Westland „Lysander". Das Führerflugzeug kippt ab zum Angriffsfluge. Die Ausleger zu beiden Seiten der Räder dienen zur Aufnahme von Bomben



Der „Bombenzug" unterwegs. Auf diese originelle Weise werden Bomben vom Munitionslager zu den Flugzeugen gebracht



Ein Offizier besichtigt Rekruten des 52. Flugabwehrregiments in einem Londoner Park.



Das Höhenfluggerät der Königlichen Luftstreitkräfte. In diesem Anzug hat der britische Leutnant Adams einen inzwischen allerdings von den Italienern überbotenen Höhenrekord aufgestellt. Zweck des Anzuges ist, den Flugzeugführer in Höhen über 8000 Meter in dem auf der Erde herrschenden Luftdruck zu halten

Unten: Einer der schnellsten englischen Jagdeinsitzer, der Hawker „Hurricane", auf dem Flugplatz von Northolt, Middlessex



Eine Kette Kampfflugzeuge Bristol „Blenheim" auf Übungsflug. Deutlich erkennbar ist die gläserne Bugkanzel und der Führerraum, dessen zahlreiche Fenster gute Sicht nach allen Seiten ermöglichen. Der kleine Mast vor dem MG dient zur Befestigung der Antenne

Aufnahmen Scherl (6), Archiv Flight (2)

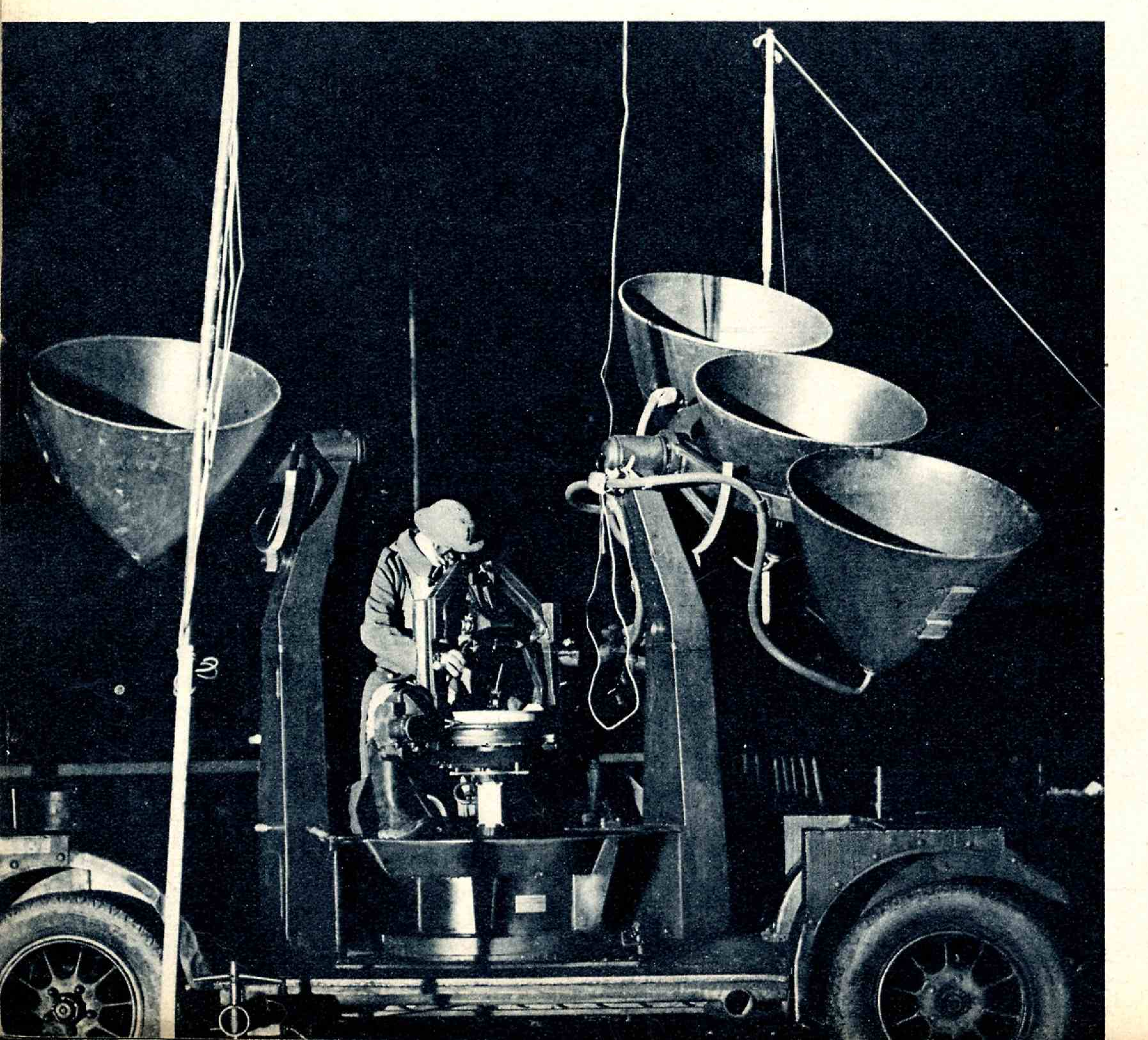




England nicht

Luftabwehr soll feindliche

Oben und unten: Eines der wichtigsten Geräte der Luftabwehr sind die Horchgeräte, die, Hand in Hand mit den Scheinwerfern arbeitend, ihre riesigen Ohren in die dunkle Nacht recken, um die Annäherung feindlicher Flugzeuge schon aus größter Entfernung auszumachen





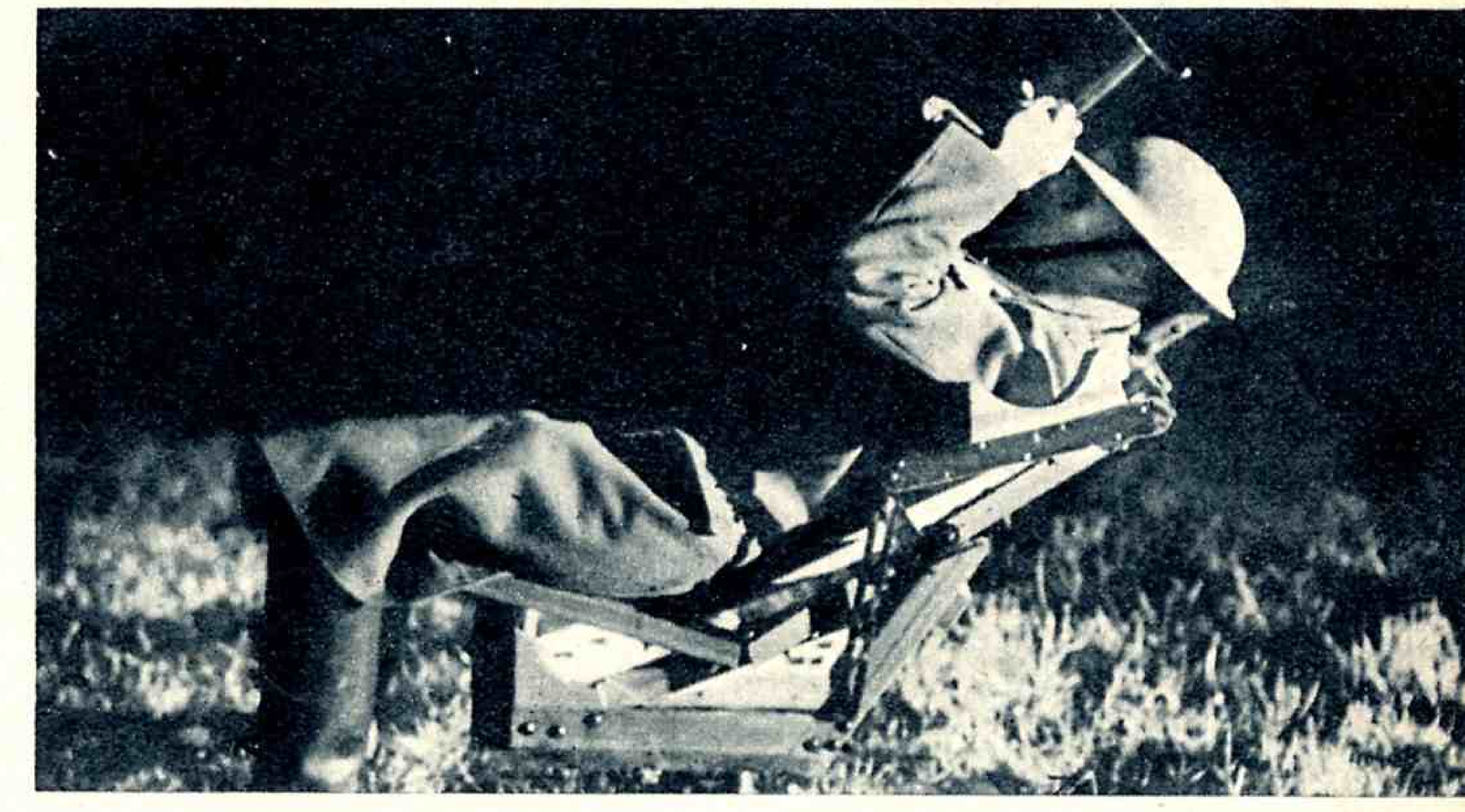
Mit diesem Handrad lenkt der Kanonier den Scheinwerfer, ohne von dem Blendstrahl gestört zu werden



Die Ausbildung der Luftabwehr-Rekruten macht sich malerisch vor dem Strahl des Scheinwerfers

mehr Insel

Fliegerangriffe brechen

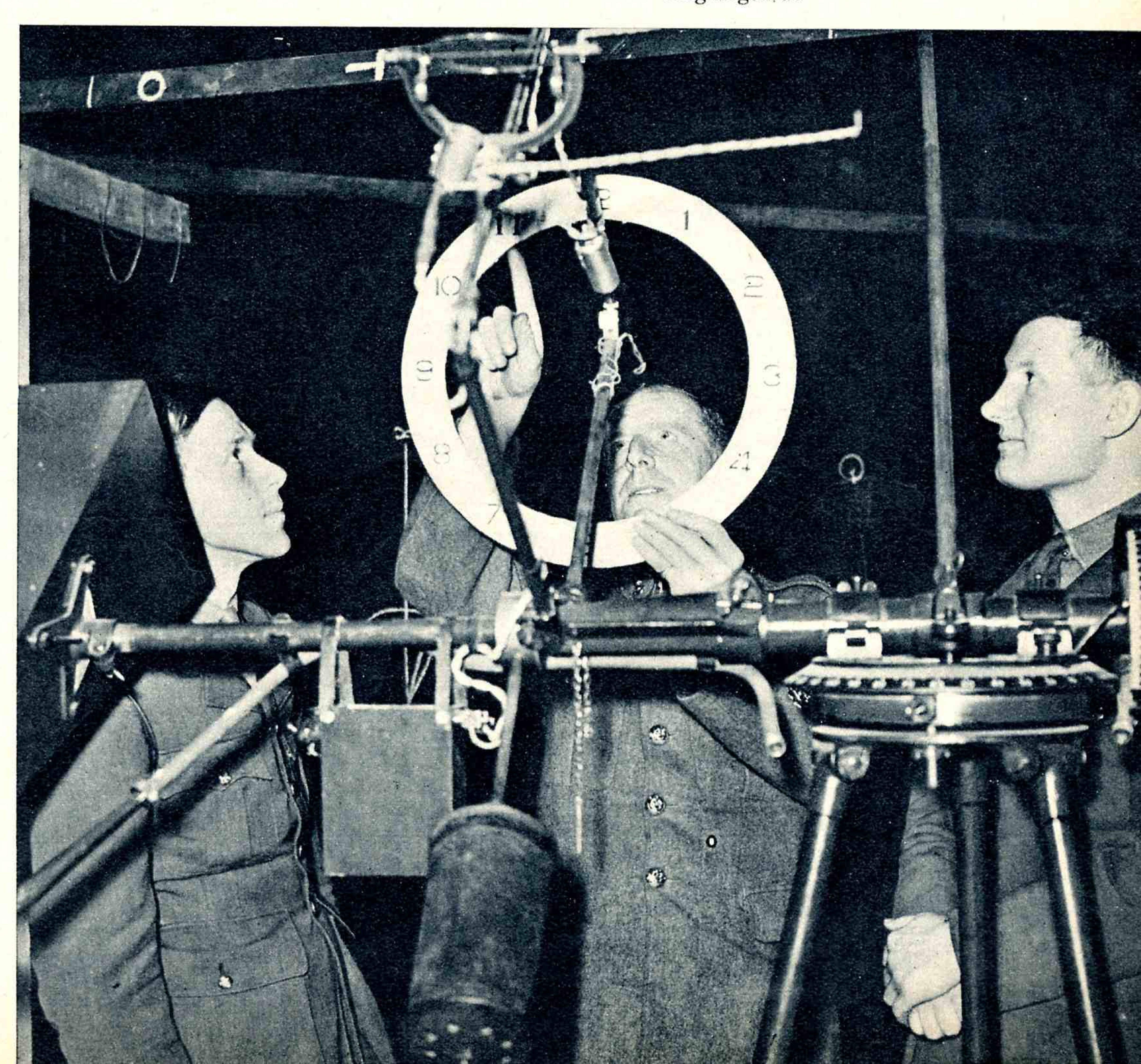


Dies ist der einzige Mann der britischen Armee, der ständig einen bequemen Stuhl mit sich führt. Er gehört zu den Scheinwerfern und sucht mit einem besonderen Glas den Himmel nach feindlichen Flugzeugen ab

Die Entwicklung der Flugtechnik hat die insulare Lage Englands beseitigt. Es ist für alle Zeiten vorbei mit der „splendid isolation". Was früher nur durch Truppenlandungen auf englischem Boden hätte erzwungen werden können, das haben schon im Weltkrieg deutsche Kampfflugzeuge vollbracht: den Krieg ins Herz des Weltreiches hineinzutragen. Welche Möglichkeiten in dieser Hinsicht der heutige hochentwickelte Stand des Militärflugwesens bildet, braucht nicht weiter erörtert zu werden. England weiß das und macht insbesondere durch Aufstellung einer starken Luftabwehr alle Anstrengungen, um diesen Gefahren gewachsen zu sein



Praktische Übungen am Scheinwerfer. Am Gerät ist der Ausleger mit dem Handrad erkennbar. Der Scheinwerfer ist auf geländegängigen Raupenrädern montiert



Rechts: Ein Ausbildungsoffizier unterrichtet die Flugabwehr-Rekruten am Horchgerät eines anderen Systems als das links gegenüber abgebildete

Aufnahmen Weltbild

Englands Gold fließt

Von Dr. Lothar Knaak

England und Frankreich haben in diesen Tagen durch die Verschacherung des Sandschak Alexandrette an die Türken die ganze arabische Welt in Aufruhr gebracht und die Erinnerung an das frivole verräterische Spiel wieder neu aufleben lassen, das während des Weltkrieges und nachher bis in die kampferfüllte Gegenwart hinein mit der Halbinsel zwischen Mittelmeer, Rotem Meer, Arabischem Meer und Persischem Golf getrieben worden ist. Anlaß genug, einmal Rückschau zu halten auf die brutalen machtpolitischen Bestrebungen, die in Zeiten höchster militärischer

Befreiung der Araber vom türkischen Joch, ein unabhängiges arabisches Reich, von Groß-Britannien garantiert, von Groß-Britannien selbstlos unterstützt, um — wie es in den englischen Zusicherungen vom 24. Oktober 1915 wörtlich heißt — das Land „vor fremden Angriffen zu schützen, um das Wohl der ansässigen Bevölkerung zu heben und um die gegenseitigen wirtschaftlichen Interessen zu fördern". Das waren die Parolen, mit denen England die Araber köderte, um während des Krieges zu erreichen, was es aus eigener Kraft nicht erreichen konnte: die Zerschlagung des mit den Mittelmächten verbündeten türkischen Reiches. „Es hätte mir von Anfang an klar sein müssen", so schreibt Oberst Lawrence in dem von der Zensur — Bernhard Shaw sagt „aus Raummangel" — unterdrückten Abschnitt seiner Memoiren, „daß in dem Augenblick, da wir den Krieg gewonnen hatten, unsere Versprechen ein totes Stück Papier sein würden. Und wenn ich ein ehrlicher Ratgeber für die Araber gewesen wäre, hätte ich ihnen raten müssen, nach Hause zu gehen und nicht ihr Leben für einen Fetzen Papier zu riskieren."

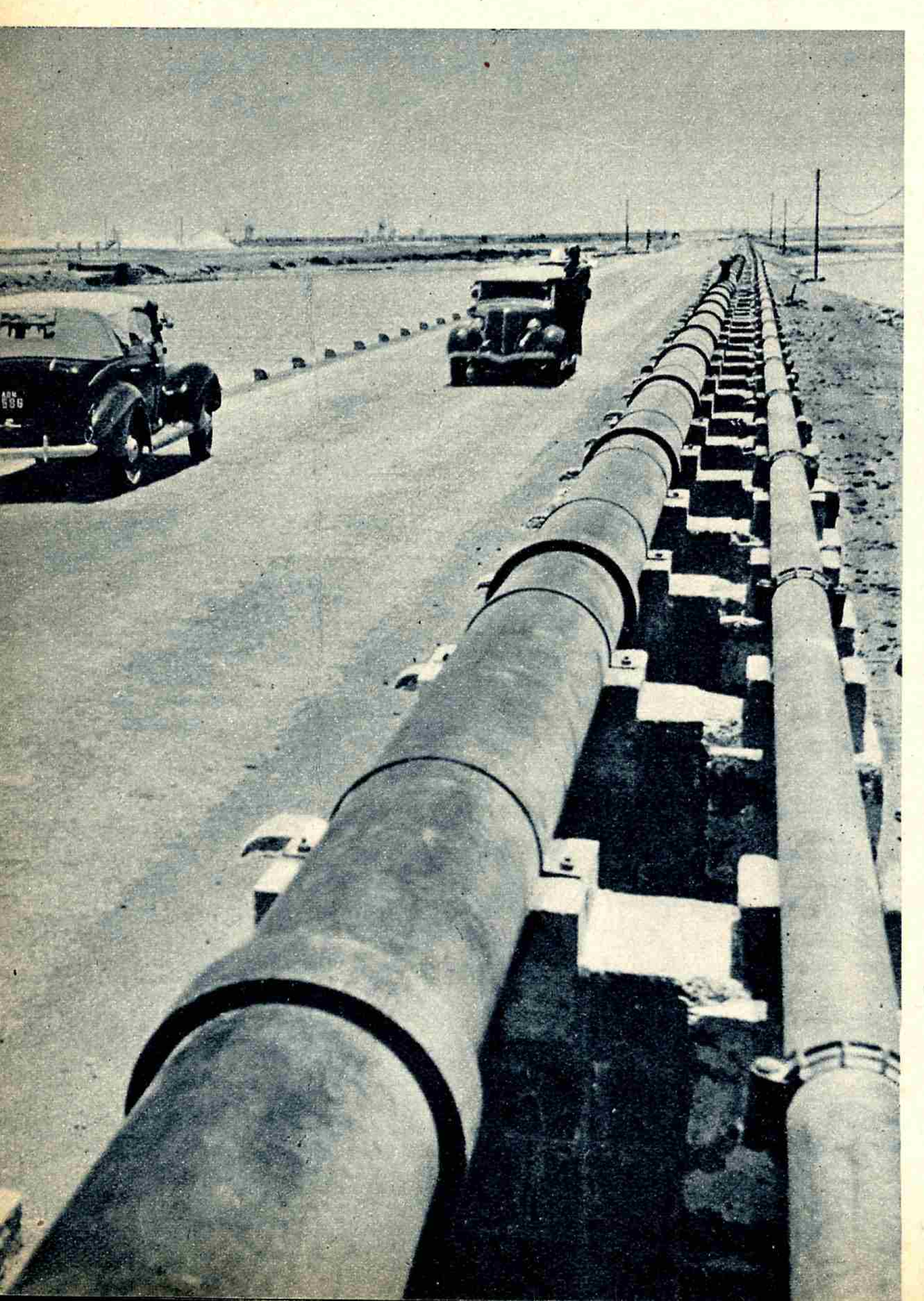
Die Verräter Arabiens haben nicht erst das Ende des Krieges abgewartet. Sie haben bereits im Jahre 1916 einzelne wirtschaftlich besonders wertvolle Gebiete untereinander geteilt. So überließen die Engländer den Franzosen das Erdölgebiet von Mossul in Mesopotamien, im späteren Irak, knöpften es ihnen aber bei den Vorbesprechungen zur Friedenskonferenz im Dezember 1918 wieder ab gegen Lloyd Georges Zusicherung, daß England die französischen Ansprüche an Rhein und Saar unterstützen würde, wie denn überhaupt England das französische Interesse am deutschen Westen weidlich ausnutzte, um seine Ziele in Arabien zu erreichen. Als die Genfer Liga, das Instrument zur Sicherung der Siegesbeute, geschaffen war, ließ sich England drei Mandate zuschanzen: den Irak, Transjordanien und Palästina, während Frankreich Syrien mit dem Sandschak Alexandrette und Libanon „zu treuen Händen" erhielt. Die Araber waren vom türkischen Joch befreit, hatten es aber nur gegen das englisch-französische eingetauscht. England sicherte sich damit die Verbindung vom Mittelmeer zum Persischen Golf und den Luftweg nach Indien, wie seine Vorkriegspolitik sich den Seeweg gesichert hatte durch die Flottenstützpunkte Gibraltar, Malta, Zypern, Port Said und Aden. England aber erreichte noch mehr: Es schuf die politischen Voraussetzungen für die wirtschaftlich, vor allem kriegswirtschaftlich so ungeheuer bedeutsameÖlleitung, die von Kirkuk im Irak quer durch Arabien direkt zum Mittelmeer führt.

Es ist ein gigantisches Werk, das da in den Jahren 1927 bis 1935 verwirklicht worden ist. Vier Millionen Tonnen Öl werden hier jährlich vom Mossul-Gebiet durch die Wüste an die Küste des Mittelmeeres gepumpt. Es hätte nahegelegen, die Leitung direkt zu führen, d. h. von Kirkuk bis Alexandrette. Das wäre eine Strecke von 800 km gewesen. Sie hätte aber durch Syrien geführt und wäre damit eine französische Leitung geworden. Der Engländer liebt zwar seine Bundesgenossen, wenn sie für ihn die Kastanien aus dem Feuer holen, aber er überläßt ihnen nicht gern Vorteile, die ihm viel besser zu Gesicht ständen! Wozu hatte man denn 1918 das Schachergeschäft mit dem Rhein und mit der Saar gemacht! Da die Franzosen aber nicht verzichten wollten, schloß man ein ebenso interessantes wie kostspieliges Kompromiß: Man führte die Leitung bis Heditha auf irakischem, also englischem Gebiet, zweigte sie hier ab und baute sie nun für die Engländer 900 km lang durch Transjordanien und Palästina bis Haifa und 850 km lang für die Franzosen durch Syrien bis Tripoli. Dadurch ist die gesamte Rohrleitung 2000 km lang geworden! Übrigens ein bezeichnendes Beispiel für den politischen englisch-französischen Kuhhandel auf dem Gebiet des befreiten Arabien.

Welche Bedeutung das Mossul-Öl für England und Frankreich hat, geht schon daraus hervor, daß nur zwei Großmächte ihren Ölbedarf im eigenen Lande decken können: die Vereinigten Staaten und Sowjetrußland. Die übrige Welt ist auf die Ölvorkommen in Rumänien, in Iran, in Niederländisch-Indien und eben im Irak angewiesen. England bezieht seinen Bedarf vornehmlich aus dem iranischen Gebiet von Abadan und aus Bahrein am Persischen Golf. Der Transportweg aber ist weit und teuer und abhängig vom Suezkanal. Darum sieht England im Kriegsfall, in dem es mit einer Gefährdung dieses Weges rechnen muß, im Mossul-Öl den Lebensquell für seine Kriegsschiffe, seine Flugzeuge, ja für seine ganze Kriegsführung. Frankreich deckt bereits heute vier Fünftel seines gesamten Verbrauchs im Irak! Zwei Mächte speisen also ihren Kriegsbedarf aus der 2000 km langen Rohrleitung durch die Wüste. Die ausreichende Versorgung ist entscheidend für ihre Behauptung im Mittelmeer.

Kein Wunder also, daß beide Mächte die Lebensader ihrer Kriegswirtschaft unter kriegsmäßige Bewachung gestellt haben. Von Kirkuk bis Haifa stehen die Engländer, an der Strecke durch Syrien bis Tripoli die Franzosen. Wir wissen aus den regelmäßig wiederkehrenden Meldungen, wie sehr sie auf dem Posten sein müssen, denn die Araber wehren sich gegen die Eindringlinge und suchen immer erneut, sie an ihrer empfindlichsten Stelle, eben an der Ölleitung, zu treffen. Sie bohren sie an und stecken sie in Brand. Da mag wohl für kurze Zeit viel wertvolles Naß in den Wüstensand sickern. Da mögen wohl hoch und schwarz die Rauchwolken in den heißen Himmel steigen. Entscheidend zu treffen ist diese englisch-französische Lebensader durch solche Einzelaktionen nicht. Viele Pumpwerke sind in die lange Strecke von der Quelle bis zum Meer eingeschaltet. Jede Pumpstation besitzt riesige Ölreservoire. Die Stationen, untereinander mit Funk und Telefon verbunden, sind Heerlager in der Wüste mit Flugplatz und Flugzeugen und Soldaten, mit Arbeitskräften und Ersatzteillagern. Die einen haben den Überwachungsdienst, die andern gehen bei jedem Alarm als motorisierte Kolonnen zur Ausbesserung entstandener Schäden hinaus.

Wird von der Strecke zwischen zwei Pumpstationen eine Störung gemeldet, dann nimmt das eine Pumpwerk das einfließende Öl in seine Tanks auf, während das andere den Ölfluß aus seinem eigenen Vorrat speist, so daß die nachfolgende Station nichts mehr von der Unterbrechung im entfernten Abschnitt spürt. Jeder Schaden ist sofort feststellbar, weil Meßinstrumente den fallenden Druck in der Leitung



In diesen dicken Rohren fließt das kostbare Öl für Englands und Frankreichs Kriegsflotte vom Mossul-Gebiet zur Küste. Die Ölleitung ist der Lebensnerv der beiden Flotten

durch die Wüste

Not das Volk mit Geld und vielversprechenden Worten für die Entente aufhetzten, um es dann schmählich zu verraten und auszubeuten, so schmählich, daß der, der es für England gewinnen mußte — Oberst J. E. Lawrence — sich des Betruges tief geschämt und dieser Scham in einem allerdings von London unterdrückten Abschnitt seines Buches schwer anklagend Ausdruck gegeben hat.



An allen Punkten des britischen Weltreiches arbeiten Farbige in englischem Solde. Hier kontrolliert ein Angestellter der „Aden Harbour Police" die Schiffsliste der eintreffenden Passagiere. Wer nicht genehm ist, wird nicht an Land gelassen

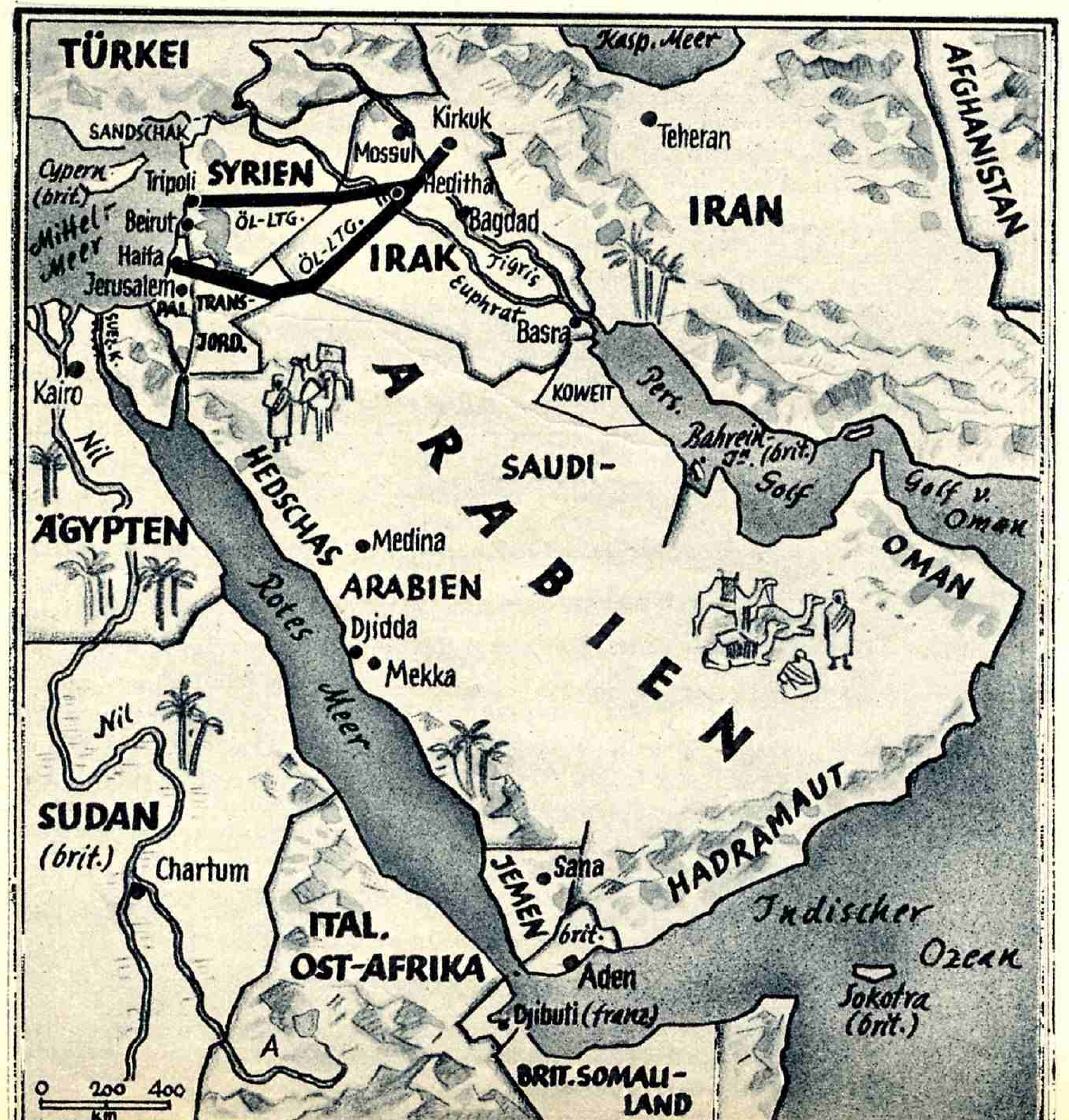
registrieren. Deshalb soll man es nicht überschätzen, wenn der Draht von Zeit zu Zeit die Nachricht bringt, daß die Ölleitung an dieser oder jener Stelle brennt, daß sie an dieser oder jener Stelle zerstört ist. Damit sind England oder Frankreich nur wenig getroffen. Getroffen sind sie erst, wenn aus den Teilaktionen, die als Demonstrationen und als Symbol für die Stimmung der arabischen Bevölkerung zu werten sind, der wirkliche Aufstand wird, der Rache nimmt für das, was man den Arabern angetan.

Weil England und Frankreich ein so schlechtes Gewissen haben, deshalb müssen sie diese Rache fürchten, und deshalb werden sie durch die starke Bewegung, die in diesen Tagen durch die arabische Welt geht, mit Recht nervös.

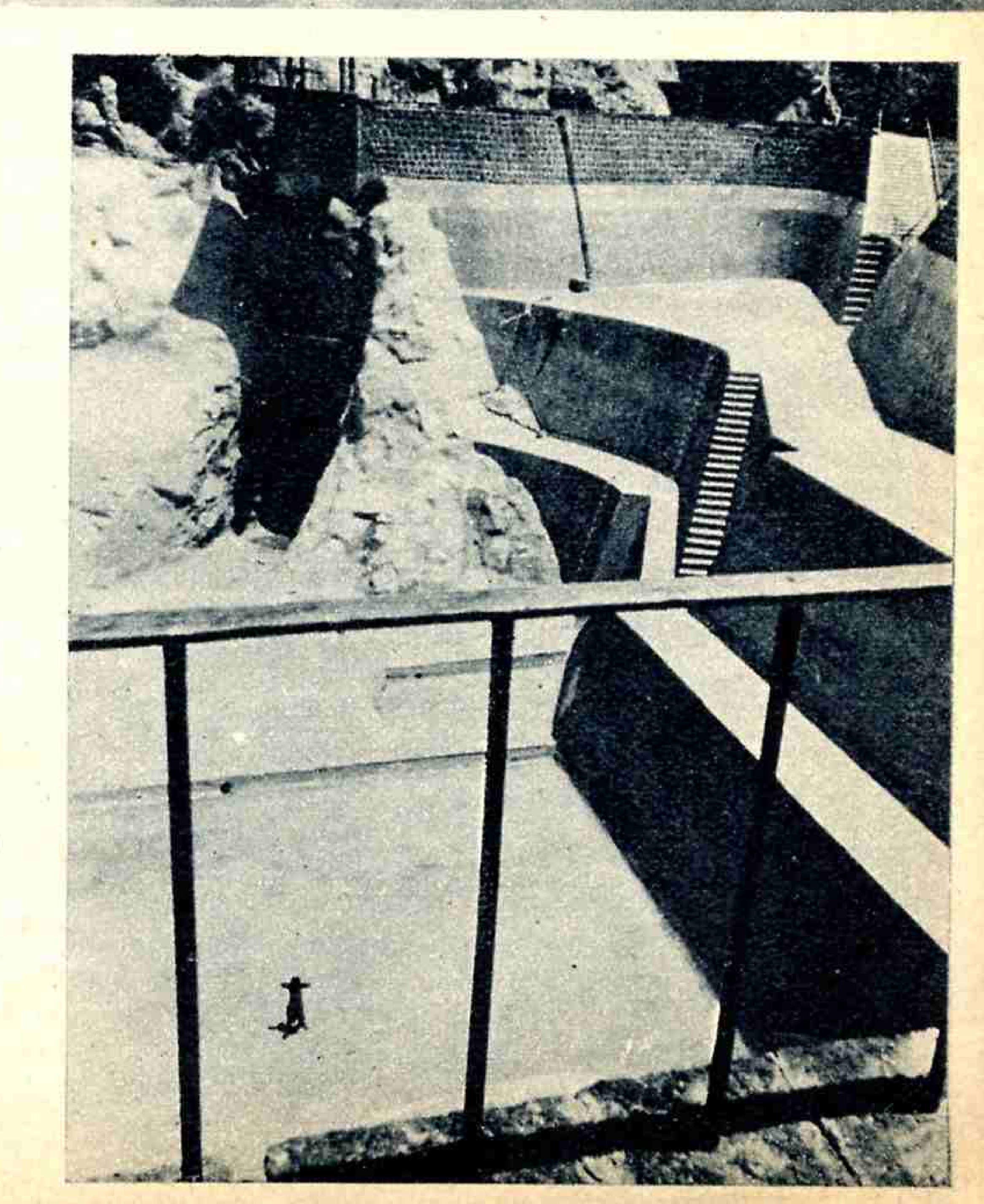
Sehen wir uns doch einmal, nachdem wir den begangenen Verrat in großen Zügen behandelt haben, jetzt das Schicksal der einzelnen arabischen Gebiete an. Es gelang, wovon wir bereits sprachen, den Engländern während des Krieges, einen Teil der Araber für sich zu gewinnen, so den Groß-Scheriffen Hussein von Mekka. Der erklärte sich im Vertrauen auf Groß-Britannien von den Türken unabhängig und gründete im Januar 1917 das Königreich Hedschas. Seine Truppen waren es, die das englische Korps des Generals Allenby im Palästina-Feldzug begleiteten und an der Einnahme von Jerusalem im Dezember desselben Jahres teilnahmen. Ein Sohn Husseins, Faisal, zog etwa ein Jahr später in Begleitung des Oberst Lawrence, des Führers des Araberaufstandes, in Damaskus in Syrien ein. Im März 1920 ließ er sich zum König ausrufen, aber schon im Juli wurde er von den Franzosen gezwungen, das Land zu verlassen! Während sich der Vertriebene nach Mesopotamien zurückzog, ließ sich Frankreich von der Genfer Liga Syrien mit dem autonomen Sandschak Alexandrette als Mandat zusprechen. In blutigen Kämpfen haben die Franzosen Aufstände im Lande brutal niedergeschlagen, aber immer wieder macht sich die Stimmung der Eingeborenen in Generalstreiks und Unruhen Luft. Paris hat Syrien im Jahre 1936 die staatliche Selbständigkeit versprochen, eingelöst hat es dieses Versprechen bis heute nicht! Durch die von England inszenierte Verschacherung des Sandschak an die Türkei, also an den Staat, gegen den man das Land während des Krieges aufwiegelte, hat es gezeigt, daß ihm Volk und Gebiet nur Handelsobjekt sind, mit dem man nach Gefallen verfahren kann. Das hat in ganz Arabien die Empörung naturgemäß stark gesteigert.

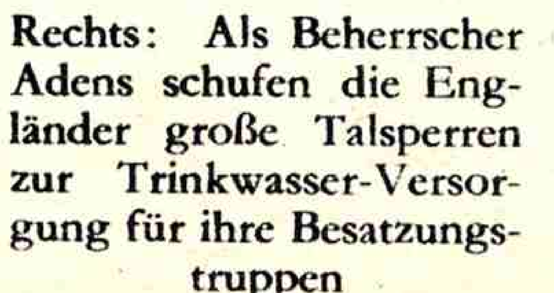
Das ist die Vergewaltigung Syriens.

Den Irak, das frühere Mesopotamien, haben sich die Engländer als Mandat

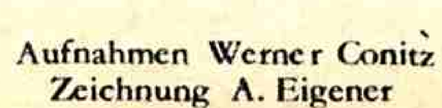


Links: Die starke schwarze Linie zeigt den Verlauf der 2000 km langen Ölleitung vom Mossul-Gebiet durch Irak, Transjordanien, Palästina und Syrien nach Tripoli und Haifa





Rechts: Als Beherrscher Adens schufen die Engländer große Talsperren zur Trinkwasser-Versorgung für ihre Besatzungstruppen



Aufnahmen Werner Conitz
Zeichnung A. Eigener

zusprechen lassen. Dem aus Syrien vertriebenen Faisal gelang es, sich zum König des Irak zu machen, und schrittweise hat sich das Land mehr und mehr Selbständigkeit erkämpfen können, aber den militärischen Schutz der hier beginnenden Ölleitung hat England behalten.

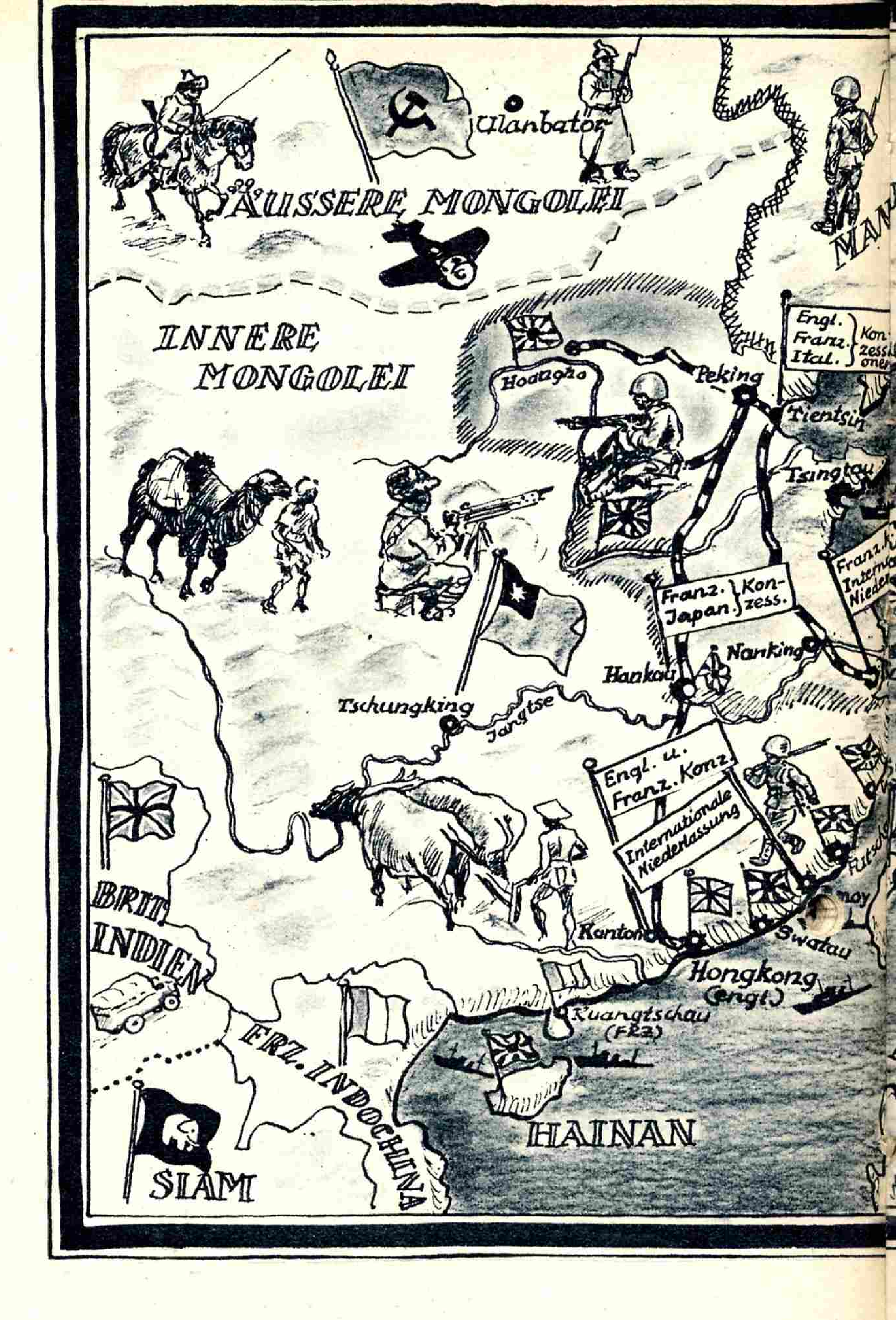
Mit der Einsetzung Faisals im Irak, die durchaus kein Akt britischer Dankbarkeit war, und mit der Ernennung seines Bruders Abdallah im englischen Mandatsgebiet Transjordanien glaubte sich England gegen den Mann gesichert zu haben, der das britische Spiel während des Krieges durchschaute und sich deshalb nicht einfangen ließ: gegen den Herrscher der Wahabiten, Ibn Saud. Ibn Saud, getrieben von der national-arabischen Idee, entschlossen, die Heiligtümer des Landes — Mekka und Medina — nicht fremden Händen zu überlassen, stieß 1921 mit bewaffneter Macht nach Norden vor und machte dann einen zweiten Vorstoß gegen Hedschas, wodurch Hussein Land und Würden verlor. Kein Engländer konnte ihn davor bewahren, kein Engländer setzte sich für ihn ein, um ihm den Dank für die Kriegshilfe abzustatten! Ibn Saud holte zu neuen Schlägen aus. Er eroberte im Oktober 1924 Mekka und ein Jahr darauf Medina. Damit wurde er die Seele der arabischen Bewegung. Um sich vor weiteren Überraschungen zu schützen, entschloß sich England, mit Ibn Saud einen Grenzvertrag abzuschließen, der den Irak und Transjordanien in ihrem Bestande sichern soll.

Der Wille Ibn Sauds hat der britischen Vergewaltigung in einem großen Teil Arabiens eine Grenze gesetzt. Um so rücksichtsloser wütete und wütet sie an anderen Stellen. Von Palästina brauchen wir in diesem Zusammenhange nicht im einzelnen zu sprechen. Sein Schicksal bringen uns die täglichen Ereignisse immer wieder nahe. Wovon aber weniger gesprochen worden ist, das ist Englands Vorgehen in Südarabien — südlich und östlich vom Jemen, dessen Herrscher sich dem Willen Londons ebensowenig beugen will wie Ibn Saud. Mitten im Frieden hat hier England einen unabhängigen Staat, Hadramaut, zu seiner Kolonie gemacht. Das ist erst ein Jahr her, und die Welt, die auf englischen Befehl aus der Mücke einen Elefanten macht, wenn es London für zweckmäßig hält, hat dazu geschwiegen, obwohl es sich um die größte Ungeheuerlichkeit gehandelt hat, die man sich vorstellen kann. Hadramaut wurde bis Frühjahr 1938 von einem souveränen Sultan regiert. Plötzlich hielten die Engländer den Besitz dieses Küstengebietes aus militärischen Gründen und weil sie an das Vorhandensein von Petroleumquellen glaubten, für wichtig. Grund genug, das ganze Land kurzerhand mit Gewalt zu annektieren und dem Protektorat Aden zuzuteilen! Die Eingeborenen, die sich dagegen verzweifelt zur Wehr setzten, wurden durch Bomben gefügig gemacht. Wir wollen uns nicht dem Vorwurf aussetzen, daß wir die Dinge durch die anti-britische Brille sehen. Wir wollen einen Engländer sprechen lassen. Er möge uns erzählen, wie England seine neueste Kolonie eroberte. Vor uns liegt der folgende Bericht des diplomatischen Korrespondenten des Londoner „Daily Herald", Ewer:

„Im März 1937 riß die britische Regierung plötzlich durch Regierungsverfügung das ganze Gebiet an sich, ohne sich um den Willen der Stämme zu kümmern. Die Hauptwaffe, mit der die Stämme zur Unterwerfung und zum Abschluß von Verträgen gebracht werden, sind die Luftmacht und ihre Bomben. Irgendwelche Schwierigkeiten unter den Stämmen dienen als Vorwand. So wurden, als im Januar der Saarstamm 42 Kamele von seinen Nachbarn, den Hanahil, gestohlen hatte, 90 Bomben auf die Niederlassungen der Saar-Araber in Rumaidan und Ibn Jarbu abgeworfen. Wie groß die Menschenverluste waren, ist unbekannt. Aber als die Saar-Häuptlinge am folgenden Tag zu einer Begegnung mit Mr. Ingrams, dem Vertreter des Kolonialministeriums, nach Al Abr geladen wurden, erschienen sie und erkannten sofort dessen Autorität über sie an. Auf die Jabiri, die einen britischen Vermessungsbeamten auf ihrem Gebiet festgehalten und zur Zahlung von Geld gezwungen hatten, wurden 370 Bomben abgeworfen. Da dieser Maßnahme eine Warnung vorausgegangen war, wurden nur eine Frau und zwei Kinder getötet. Aber das Dorf Rasib wurde zerstört. Die Jabiri unterwarfen sich. Und so geht das weiter. Der jüngste Luftangriff, von dem ich gehört habe, wurde im Februar von neun Bombenflugzeugen auf Raidad Maara im Gebiet der Humuni unternommen. Verluste unbekannt, aber starke Zerstörung von Gehöften, Farmen und Palmenanlagen. In einer Hinsicht handelt es sich nicht um einen Krieg, denn die Bewohner von Hadramaut sind nicht imstande, sich zu wehren. Die Bombenflugzeuge erobern das Land ohne Gefahr. Aber trotzdem handelt es sich um eine Eroberung!" So ein Engländer!

Es ist eine furchtbare Saat, die England und Frankreich in einem Raume gesät haben, der für sie politisch und wirtschaftlich zu so großer Bedeutung geworden ist, der das Mittelmeer sichert und den Weg nach Indien, der Kriegsschiffe und Flugzeuge, der Panzer und Kraftwagen mit Betriebsstoff versorgt und der einen krassen Anschauungsunterricht für die übrigen von England und Frankreich beherrschten Gebiete der Welt gibt.

Wenn heute Syrien flammenden Protest gegen den Schacher mit dem Sandschak Alexandrette erhebt, wenn von dem Abschluß eines Verteidigungsvertrages zwischen dem Lande Ibn Sauds, dem Jemen und dem Irak berichtet wird, wenn wir sehen, wie England die Dinge in Palästina nicht meistert, ja wenn italienische Blätter sogar von einem Ultimatum Ibn Sauds an London sprechen, das mit dem Abbruch der Beziehungen zu England droht, dann zeigt das, wie brennend die vielfältigen Probleme im nahen Osten sind und wie berechtigt die Befürchtung gewisser Pariser Pressestimmen ist, daß sich das Spiel in Arabien wiederholen könne, diesmal aber gegen England und Frankreich!



Londons Ostbastio

Von Herbert

Mit der Blockade der Internationalen Konzession in Tientsin und der Besetzung mehrerer englischer Vertragshöhen durch japanische Streitkräfte ist die Lage im Fernen Osten in ein neues Stadium getreten. Japan hat den Streitfall von Tientsin, der durch die englische Weigerung, die Mitglieder einer gegen Japan gerichteten Mordorganisation auszuliefern, entstanden

Über dem Hafen von Tientsin liegt lähmende Stille; es ist, als hätte eine Zauberhand alles quirlende Leben hinweggewischt. Wo sonst Lastautos und Karren sich lärmend vorwärtsschoben, wo die Ladeplanken von den Tritten nackter Kulifüße hallten, wo riesige Warenballen von ächzenden Kränen durch die Luft geschwenkt und in weitgeöffnete Schiffsleiber versenkt wurden, wo die Luft vom Heulen der Sirenen zitterte, wo der aus tausend gegensätzlichen Geräuschen gemischte erregende Lärm des Hafengetriebes zum Himmel stieg, ist jetzt beklemmende Leere und Bewegungslosigkeit. Über die trüben Fluten des Pei-Ho, die sich träge dem Gelben Meer zuwälzen, ziehen nicht wie sonst die dunklen Silhouetten der Dschunken und Frachtdampfer, um ihre Lasten an die Kais der Millionenstadt zu werfen und neue Ladung aufzunehmen. Nur ein paar Wachtschiffe sieht man, die, an den Takuforts vorbei, ihre Patrouillenfahrt stromaufwärts machen. Aber keine Zaubererhand hat diesen jähen Wandel geschaffen, hier geht es um härteste Wirklichkeiten: es war die eiserne Faust Japans. Der Stacheldraht, mit dem sich die englische Konzession Tientsins nach dem Muster der übrigen Fremdenniederlassungen in China gegen unerwünschten Zuzug und unverhoffte Überraschungen sichern



…nen wanken

Scharkowski

ist, dazu benutzt, überhaupt das Problem der Fremden-Niederlassungen in China aufzurollen. Unser Artikel gibt Aufschluß über Entwicklung und Bedeutung dieser Niederlassungen, die in erster Linie Bastionen der englischen Machtstellung sind, im fernöstlichen Entscheidungskampf

wollte, ist vom Schutzmittel zur Falle geworden, seitdem japanische Bajonette sich vor den Ausfalltoren aufgebaut und jeden Verkehr hinaus und hinein lahmgelegt haben.

Weder Geschützdonner noch MG-Feuer hat bisher die eingetretene Stille aufregend unterbrochen, und es ist deshalb kaum anzunehmen, daß die japanischen Soldaten, die da unbeweglichen Gesichts Kontrolle üben, das Gefühl haben, im Brennpunkt des Zusammenpralls zweier Großmächte zu stehen. Die Welt aber sieht es anders: ihr offenbart sich diese Aktion, die sich ohne das Tosen der Kriegsmaschine, ja in einer unheimlichen Stille vollzieht, als die Machtprobe, bei der es um mehr geht als um die Wirtschaftswerte, die für Europa und Amerika in der Handelsmetropole des chinesischen Nordens auf dem Spiele stehen.

Mit kühnem Zugriff drängt Japan zur Entscheidung der Frage, wer in Zukunft über den Reichtum Chinas, des gewaltigen Raumes und seiner Bodenschätze, verfügen soll. Ob diese Entscheidung nun bald fallen oder wieder vertagt werden wird, ist dabei belanglos; die Kernfrage jedenfalls, die schon lange insgeheim zwischen den Mächten stand, ist vor aller Welt aufgeworfen. Bisher hielt unstreitig England die wirtschaftliche Vormachtstellung in China, man hat China lange Zeit mit Recht Englands „größte heimliche Kolonie" genannt. Die Bastionen der britischen Macht waren die Konzessionen und Niederlassungen, die England in den wichtigsten Häfen und Handelsstädten Chinas besitzt.

Seit hundert Jahren steht England, gestützt auf seine Bollwerke, fest in China, und die Geschichte seiner Niederlassungen fällt zusammen mit der Geschichte seiner Einflußnahme überhaupt, sie ist

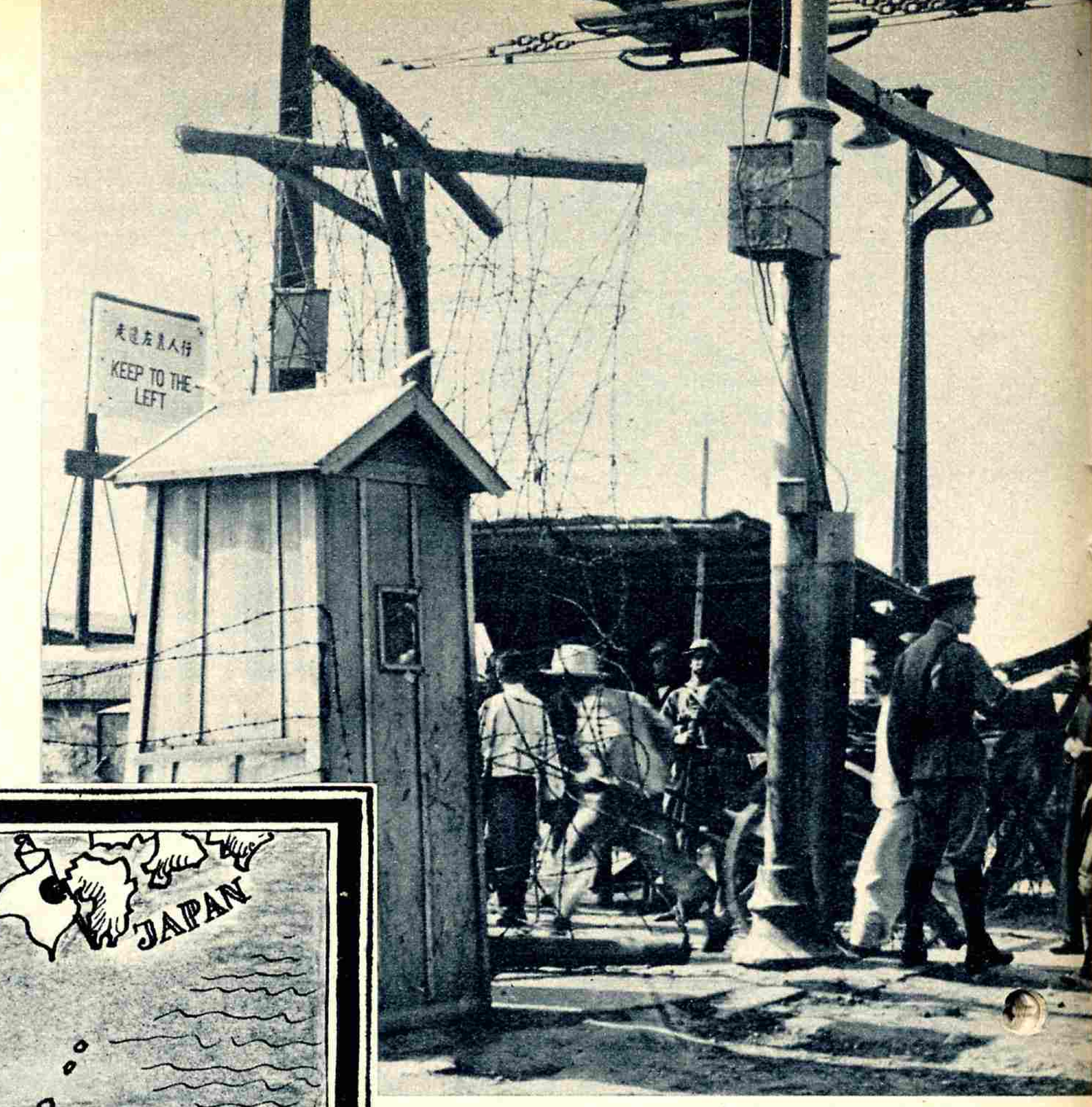


Ein starkes Stacheldrahtverhau schließt die europäischen Niederlassungen von den Chinesenvierteln ab

Unten: Eingeborenenviertel in der britischen Kronkolonie Hongkong, die die nördliche Bastion des gewaltigen Festungsdreiecks Hongkong—Singapore—Port Darwin bildet

zugleich eines der Musterbeispiele englischer Machtpolitik. In feiner Umschreibung durchaus nicht immer unanfechtbarer Methoden haben die Engländer dafür den Ausdruck „Erschließung eines rückständigen Landes" geprägt. Die Erschließung begann mit dem Opiumkrieg, dessen erste Flammenzeichen genau vor einem Jahrhundert, um die Mitte des Jahres 1839, am östlichen Horizont aufzuckten. Nicht, daß unternehmende Briten den Geschäftswert Chinas nicht bereits vorher erkannt hätten. Die Kunde, daß mit dem Opiumschmuggel ungeheuer zu verdienen sei, war schon lange zuvor zu den Ohren tüchtiger Handelsherren gedrungen, und die mächtige „Britisch-Ostindische Kompanie" buchte bereits Gewinne, die auch die Herzen eiskalter Lords höher schlagen ließen. Aber auch andere christliche Seefahrer suchten, da Seeraub und Sklavenhandel zunehmend weniger abwarfen, die Beteiligung an einem Geschäft, auf dem bis zu 4000% Verdienst standen. Und 4000% beeindruckten auch Männer, die nicht ohne weiteres schon drei Seemeilen hinter der englischen Küste allen moralischen Ballast entschlossen über Bord geworfen hatten.

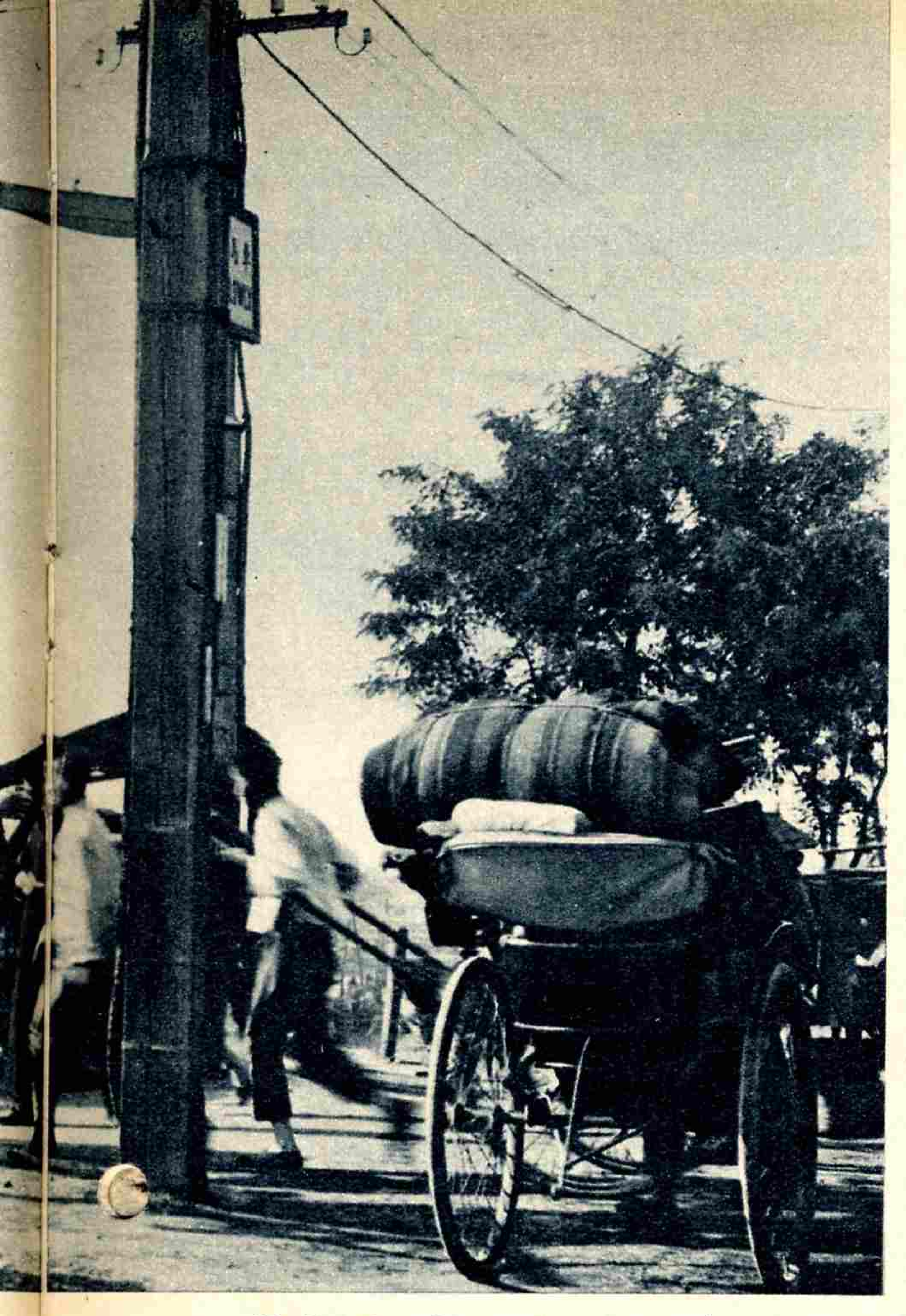
So standen die Dinge, als sich 1839 ein Störenfried in den prächtig aufblühenden Handel mischte: die chinesische Regierung, die die englische Faktorei in Kanton blockierte und die Auslieferung



Tientsin ist der Brennpunkt der englisch-japanischen Auseinandersetzung. Japanische Posten kontrollieren den Zugang zum Europäerviertel. Das Drahtverhau ist mit elektrischem Strom geladen

allen Opiums forderte. Dem englischen Handelskommissar stand bei weitem nicht genug Streitmacht zu einer ernstlichen Gegenwehr zur Seite, und so mußte er sich dem unerwartet energischen Schritt fügen. Die öffentliche Verbrennung von 20 000 Kisten Opium war das Siegesfeuer, mit dem China seinen Triumph über die weißen Eindringlinge feierte. Aber der „Sohn des Himmels" sollte sich dieses Erfolges nicht lange freuen. Denn nun erschien England auf dem Plan, aufs tiefste empört über die Verletzung seiner wohlerworbenen Rechte. Es nahm den Kampf auf, der als Opiumkrieg in die Geschichte des Fernen Ostens eingegangen ist. Fregatte auf Fregatte trat die lange Fahrt nach Ostasien an, eine ganze Flotte tauchte vor Chinas Küste auf, und Transportschiffe warfen Kompanie auf Kompanie an Land. Die Entscheidung brachte der Sturm auf Schanghai — die in allen Weltteilen geschulte Kriegserfahrung der englischen Söldner zeigte sich stärker als asiatischer Opfermut. Der Preis, den China dafür bezahlen mußte, daß es entgegen allen konfuzianischen Überlieferungen energisch Front gemacht hatte, um die Gefahren der Rauschgiftseuche von seinem Volke abzuwehren, war die „offene Tür". Fünf Vertragshäfen, Kanton, Schanghai, Amoy, Futschau und Ningpo, wurden den Engländern geöffnet, die außerdem die Insel Hongkong als Kolonie in Besitz nahmen. Seitdem ist das System der Konzessionen und Fremdenniederlassungen charakteristisch für den Chinahandel, an den nun auch andere Nationen Anschluß suchten, in erster Linie Frankreich und die Vereinigten Staaten. Die herrschende Stellung aber hat England behauptet, und es verstand, sie zu einer der wichtigsten Quellen seines Reichtums zu machen. Das von jeder lästigen Störung befreite Opium-

Links: Die englische Macht in Ostasien stützt sich auf das Festungsdreieck Hongkong—Singapore—Port Darwin, im Osten flankiert von dem amerikanischen Flottenstützpunkt auf den Philippinen.



-geschäft nährte seinen Mann gut, Riesenvermögen sind darauf begründet worden. Erst als sich erwies, daß auch der Handel mit Tee und Seide, mit Spinnfasern, Ölfrüchten und Erzen lohnte und die Versorgung eines 400-Millionen-Volkes mit allen Artikeln, die England überhaupt nur verkaufen konnte, eine dauerhafte und unerwartet hohe Dividende abwarf, erwachte das englische Gewissen: man forderte entrüstet Maßnahmen gegen den Rauschgiftmißbrauch. Das Opium hatte seinen Zweck erfüllt: es war ein dankbares, zuletzt freilich immer mehr anrüchiges Geschäft gewesen und hatte ein ganzes Volk in seiner ohnehin schon vorhandenen Neigung zur Lethargie so weit „gefördert“, daß es zum willenlosen Objekt kältester Geschäftsspekulationen wurde. Das Opium war der beste und nützlichste Gefährte der „Erschließung“.

Es war freilich nicht das einzige Mittel, um das unabsehbare „Reich der Mitte“ mit seinen unabsehbaren Menschenmillionen in die Rolle des hoffnungslos Unterlegenen zu drängen. Als ebenso wertvoller Helfer erwies sich der Einfluß, den der Einbruch europäisch-amerikanischer Anschauungen in die auf Jahrtausenden ruhende Gedankenwelt Ostasiens ausübte. Der Einfluß wurde um so stärker, je mehr Mächte ihr Augenmerk auf den Fernen Osten richteten. Frankreich hielt sich an der Seite Englands, sicherte sich zugleich die chinesische Südmark, Tongkinchina. Von Norden her schob der Russe seine Machtsphäre immer weiter vorwärts. Amerika versuchte zunächst das englische Chinaspiel in dem vorgelagerten Inselreich, dem mittelalterlichen Japan, zu wiederholen, stieß aber nach Anfangserfolgen auf so starken Widerstand, daß es nun auch sein ganzes Interesse auf das riesige festländische Absatzgebiet richtete. Der Kreis der Niederlassungen war ständig gewachsen, als wichtigste kamen Tientsin und Hankau hinzu. Diese Konzessionen — gänzlich an fremde Mächte abgetretene Aufenthaltsgebiete — und Niederlassungen — fremder Hoheit unterstellte Gebiete, in denen man aber die Grundstücke aus chinesischer Hand erwerben mußte — wurden nun bald trotz aller asiatischen Bedingtheiten zum Spiegelbild europäischen Lebens und zeigten den Chinesen eine fremde Welt; die Bollwerke des Handels wurden der Ausgangspunkt moderner Ideengänge. Die Folge waren die Erschütterung und schließlich der Zusammenbruch der alten Welt in China, geheiligte Traditionen fielen eine nach der andern, und die Revolution war das Endstück.

Wie ein natürlicher Sperrgürtel liegt der nördlichen Chinaküste gegenüber die Inselkette des japanischen Reichs. Der amerikanische Erschließungsversuch hat es aus seiner mittelalterlichen Ruhe aufgestört. Als nach vergeblichem Anlauf zufriedengelassener „bedeutungsloser“ Nachbar erlebt es den Anbruch der neuen Zeit in China. Auch die unbehelligte Beobachterstellung hindert es nicht, daß das Land im Innersten aufgewühlt wird, aber ein glückliches Geschick schenkt Japan eine Entwicklung in die neue Welt hinein, die an die vorhandenen Werte anknüpft und Staatsdenken und heldische Gesinnung im Volke bewahrt. Es lernt von den Fremden, um deren Niederlassungen in China Millionenstädte wachsen. In ungeheurem Tempo überspringt es Jahrhunderte des Werdens und sucht den Abstand einzuholen, der es von der wirtschaftlichen Entwicklung der Fremden trennt. England erkennt mit scharfem Blick als erster die wachsende Stärke dieses uralten und doch jüngsten Staates und sichert sich ihn als Verbündeten im Spiel der Mächte. Vor die Welt aber tritt überraschend die neue Großmacht Japan, als Admiral Togos Schiffsgeschütze 1905 bei Tsushima die Panzerkolosse der russischen Flotte auf den Grund des Meeres schicken. In den Fremdenniederlassungen Chinas zeigt sich ein neuer Partner: Japan.

Heute stehen die japanischen Armeen tief im Innern Chinas, der ganze Osten des Millionenreichs ist in Japans Hand. Die Niederlassungen, Englands Bastionen, haben keine Handelsmöglichkeit ohne japanische Kontrolle, und vor Tientsin hat sich der Riegel der Blockade gelegt. Götterdämmerung in Fernost. Es kann kein Zweifel darüber sein, daß für England und seine Geschäftsfreunde die guten alten Zeiten, die Zeiten unerhörten Verdienstes, vorüber sind. Die einstigen Herren Chinas stehen nur noch in Abwehrstellung. Aber das ist nicht erst seit heute oder gestern so. Denn schon bevor die Japaner ihren entscheidenden Vorstoß ins Festland unternahmen, hatte England den Nimbus seiner Überlegenheit verloren. Wir denken hier nicht an die immer wieder ausgebrochenen Revolten des chinesischen Nationalismus, nicht an die wachsende Erbitterung über die aufreizenden Vorrechte Fremder im eigenen Land. Die Schicksalsstunde Englands in Ostasien schlug, als es nach dem Weltkrieg die Deutschen in China wie Vieh abtransportieren ließ und dem Mob aller Farben in Schanghai das Denkmal für die Toten des „Iltis“ zur Demolierung freigab. Im Bewußtsein der Chinesen stürzte damals nicht ein deutsches Denkmal, sondern ein Monument der weißen Rasse, und die Achtung vor dem Europäer ist seitdem dahin.

Doch auch die Offensive, die Japan in den chinesischen Raum vorgetragen hat und jetzt entschlossen gegen die fremden Machtsphären weiterführt, ist nur das logische Glied einer Entwicklung, die von den Fremden unter Englands Führung eingeleitet und durch Englands Haltung in ihrem Ablauf beschleunigt wurde. Die Mächte der „Erschließung“ sind es gewesen, die Japan mitgerissen haben in den Strudel des rücksichtslosen Konkurrenzkampfes, die gleichen Mächte, die sich später dem Druck der Auswanderung und der Warenausfuhr widersetzten, mit dem Japan die Existenzmöglichkeiten für seine wachsende Bevölkerung zu schaffen suchte. Die Ländersperren im Osten und im Süden haben Japan geradezu in die Richtung gezwungen, die auf China führte. Und daß hier der Punkt des geringsten Widerstands lag, auch dafür hatte England ein Jahrhundert lang gesorgt: Die Schwächung der chinesischen Volkskraft und die innere Auflösung des alten Reiches wurden zu den Voraussetzungen des japanischen Erfolges.

In letzter Stunde hat England sich zum Helfer Chinas aufgeworfen. Seine Niederlassungen wurden zu Umschlagplätzen des Waffenhandels, bis Japan seine Sperren legte. Die neue Autostraße vom Indischen Ozean nach Westchina trat als Versorgungsbasis der geschlagenen chinesischen Streitkräfte an ihre Stelle. Im Schutz der Niederlassungen aber, also im Rücken der japanischen Armeen, ließ England die Zellen eines unterirdischen chinesischen Widerstandes entstehen. Japan würde auf den endgültigen Erfolg des großen Einsatzes von vornherein verzichten, wenn es dieser Entwicklung tatenlos zusähe. Selbst die wirtschaftliche Zusammenarbeit läßt sich nur mit Hilfe der Chinesen, nicht gegen sie, verwirklichen. Schon hat Japan Freunde unter den chinesischen Führern gefunden, aber solange eine heimliche Organisation mit Revolver, Dolch und Gift den japanischen Bemühungen entgegenarbeitet, bleiben alle militärischen Leistungen von fraglichem Wert. Der Schlag gegen die Niederlassungen ist deshalb ein Akt der Notwehr.

Neben der Front des Kriegsschauplatzes hat sich eine größere Frontstellung gebildet: Japan — England. Die englische Front ruht auf dem gewaltigen Festungsdreieck, dessen Basis die Linie von Singapore hinüber nach Port Darwin in Australien bildet, dessen nördlicher Eckpfeiler die stahlgespickten Felsen von Hongkong sind und dessen östliche Seite von den amerikanischen Flottenstützpunkten auf den Philippinen flankiert wird. Aus diesem Dreieck steigt nach Norden die Linie der Niederlassungen auf, deren Mitte Schanghai bildet, der größte Hafen des Ostens, die Weltstadt mit dem bizarren Gemisch aus Wolkenkratzern und Elendshütten, Arbeit und Laster, Golfplätzen und Stacheldraht. Als mächtiger Riegel aber ragt Japan in diese Macht- und Interessensphären hinein, es macht mit seiner Inselkette bis hinab nach Formosa das Ostchinesische Meer zum japanischen Binnenmeer, und selbst auf Hainan, am südlichsten Ausläufer Chinas, hat es seine Stellung bezogen. Noch ist die Entscheidung offen, während England berät, während Frankreich und Amerika abwarten und Rußland im nördlichen und nordwestlichen Hintergrund schweigt.

Noch in einem anderen Dreieck zeichnen sich die Kraftlinien ab, die auf die politische Lage in Fernost wirken. Es ist das Dreieck Berlin—Rom—Tokio. Deutschland war nicht dabei, als die Erschließung Ostasiens begann — es rang damals um das Werden seines eigenen Reiches. Seine Einflußnahme in späterer Zeit ist nie von dem Gedanken an eine Vormachtstellung geleitet worden. Nicht nur unter dem Zwang des Diktats von Versailles, das ihn seiner Rechte in Ostasien einseitig beraubte, sondern aus einer gesünderen Einstellung gegenüber den asiatisch-europäischen Beziehungen hat Deutschland nach dem Kriege ein neues Verhältnis zu Ostasien gefunden. Seine Haltung zu dem Mächtespiel dieser Tage ist ebenso wie die Roms von dem Wunsch diktiert, daß die Kraft der Ordnung und des Aufbaues sich in Fernost durchsetzt und den Gefahren entgegenwirkt, die ein rotes Chaos über Asien bringen würde. Ob eine solche Ordnung den fremden Niederlassungen weiter den Platz einräumen würde, den sie bisher einnahmen, muß allerdings fraglich erscheinen. In Schanghai geht das bissige Wort um, daß die „offene Tür“ einmal der Weg sein wird, auf dem der letzte Engländer aus China hinausfliegt.



Ein japanischer Soldat mit aufgepflanztem Seitengewehr vor der englischen Niederlassung in Tientsin

1

10.000 Mark-Preis

Orter

In geringer Höhe über bekannte deutsche Städte und Landschaften fliegen und doch nicht immer genau erkennen, was man gerade überfliegt — gibt es so etwas? Kann das nicht jeder, auch wenn er sich noch nie als Orter erprobt hat?

Die Leser des „Adler“ hatten schon im vorigen Heft Gelegenheit, ihr Auge an „Luftbildrätseln“ zu üben. Mit welcher Freude und Begeisterung sie das taten, bewiesen die vielen Anfragen und Zuschriften, die uns veranlaßten, dieses große Preisausschreiben mit „Luftbildrätseln“ zu starten.

Nun können Sie beweisen, daß Sie ein guter Orter sind! — Viele wertvolle Geld-, Buch- und Bildpreise

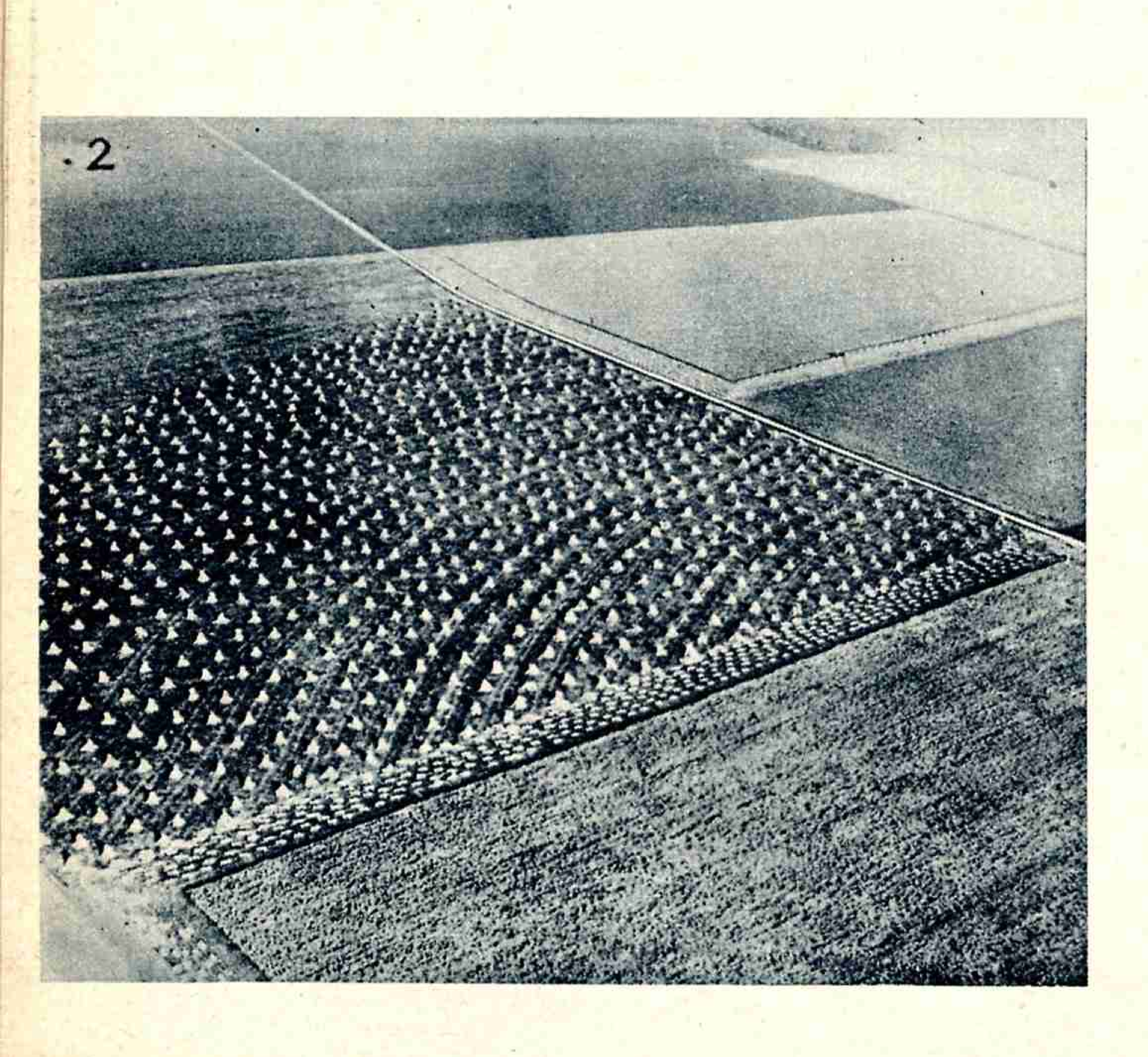
im Gesamtwert von 10.000 RM
davon 3.000 RM in bar,

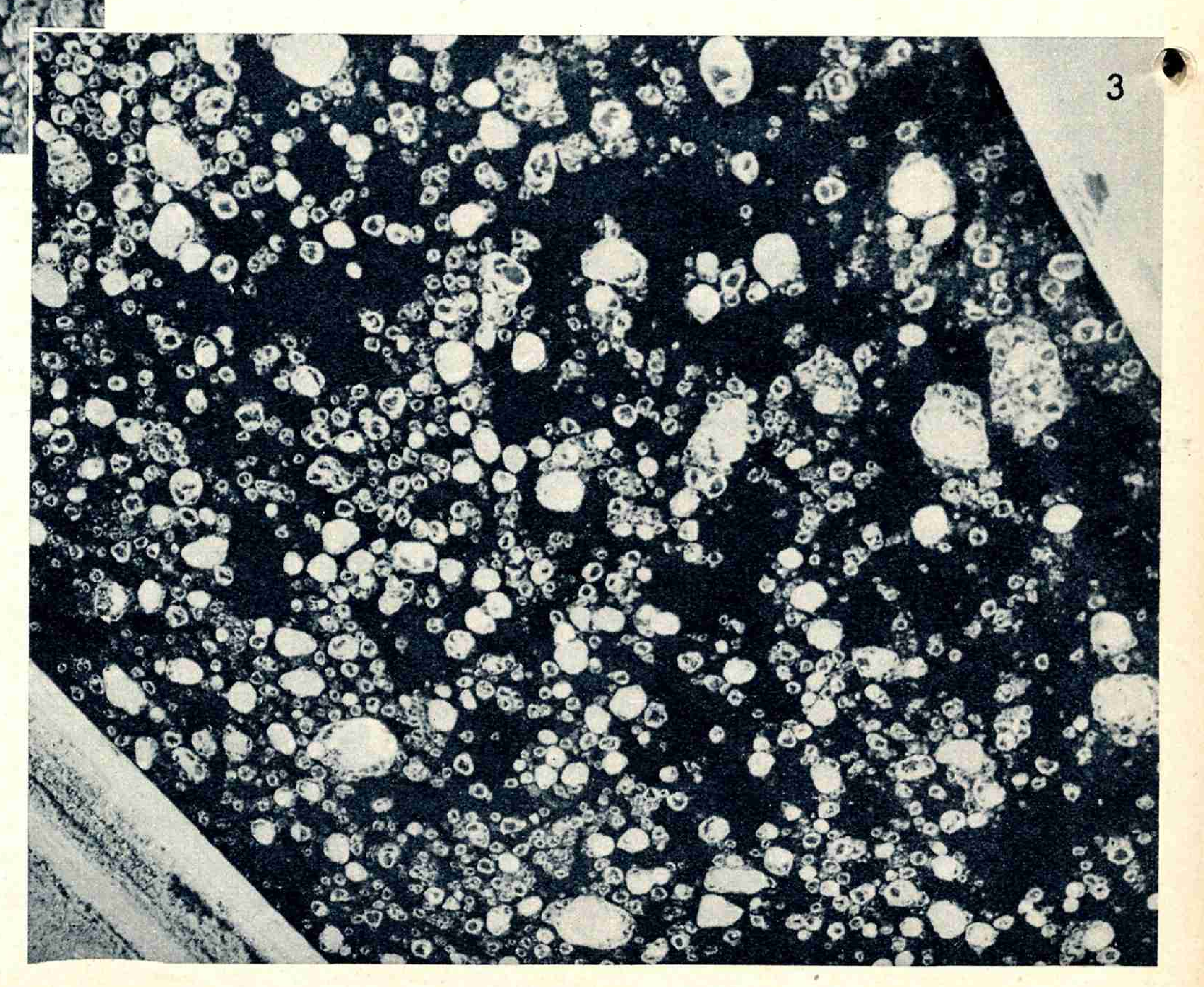
winken den Besten als Belohnung. Jeder darf sich mit einer Lösung beteiligen, nur Gefolgschaftsmitglieder des Verlages Scherl und deren Angehörige sind von der Beteiligung ausgeschlossen.

Die Preisfrage lautet:

Was zeigen die sieben Luftbilder?

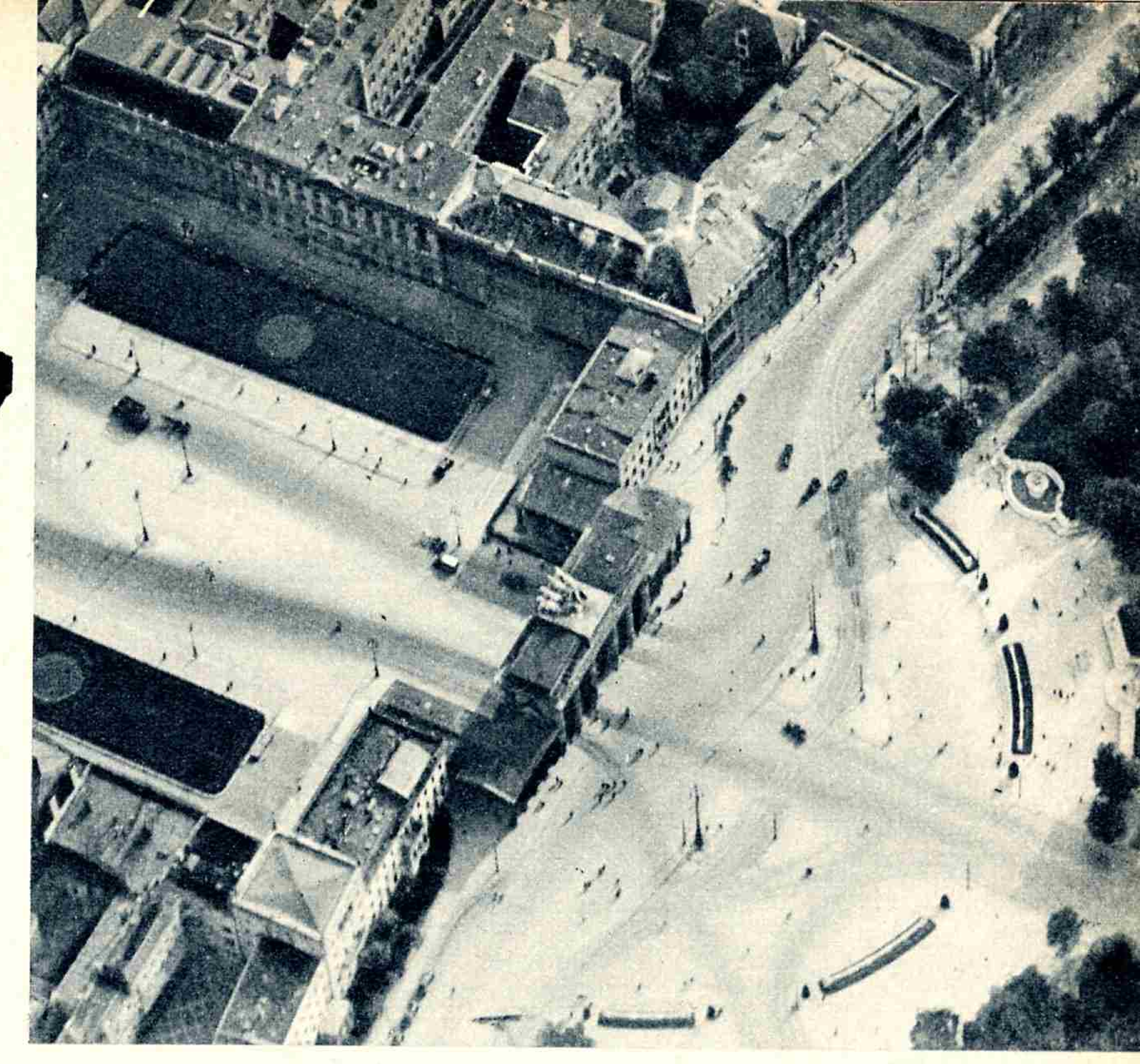
Die Lösung muß auf einer Postkarte (kein Brief!) in der numerierten Reihenfolge der Bilder in wenigen Worten, aber eindeutig angeben,





ausschreiben

hervor!



was Sie auf den Bildern erkannt haben. (Es genügt z. B. nicht die Angabe „Denkmal", sondern es muß der Name des Denkmals genannt werden.) Die Postkarte ist an folgende Anschrift zu richten: Verlag Scherl, Berlin SW 68, „Der Adler", Abt. Preisausschreiben. Außer der Lösung sind erforderlich: die genaue Anschrift des Absenders und die Berufsangabe. Die Einsendung muß spätestens bis Dienstag, den 1. August, abgesandt sein.

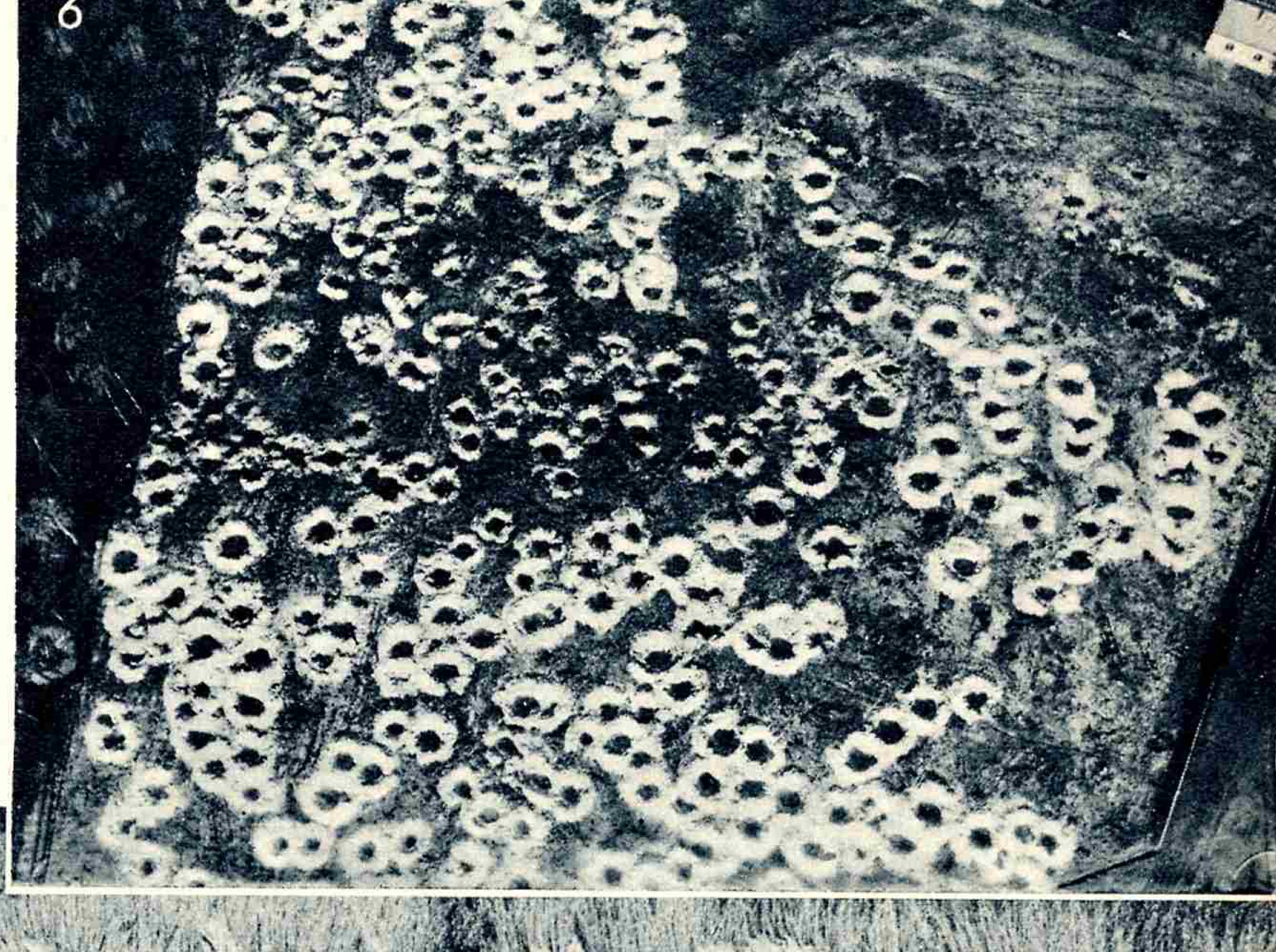
Welche Preise winken als Lohn?

1. Preis	200 RM
2. Preis	150 RM
3. Preis	100 RM
4. bis 11. Preis	je 50 RM
12. bis 61. Preis	je 20 RM
62. bis 176. Preis	je 10 RM

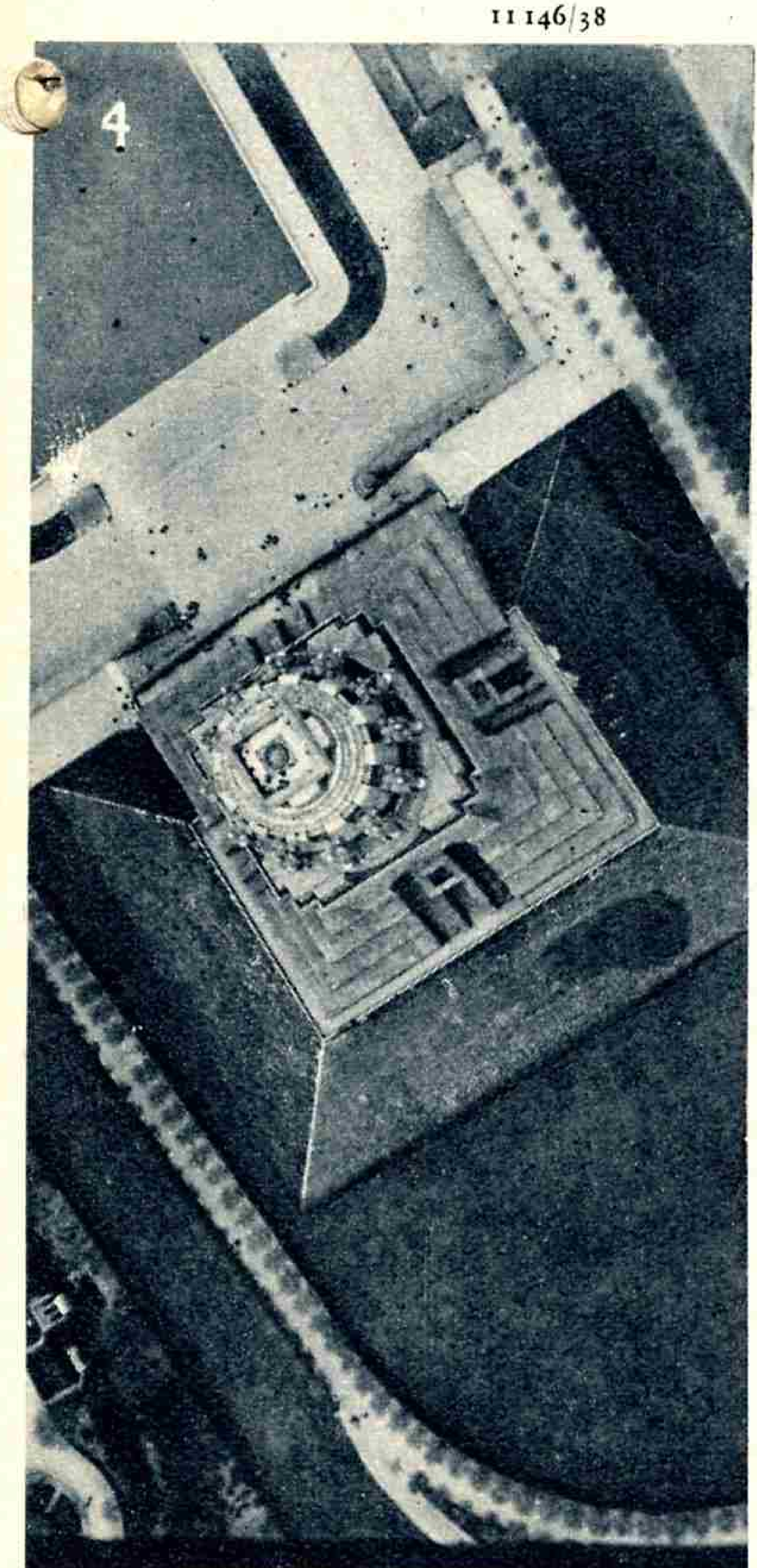
Außerdem viele wertvolle Buch- und Bildpreise im Gesamtwerte von 7.000 RM

Die Verteilung der Preise geschieht unter Ausschluß des Rechtsweges. Die Preisverteilung erfolgt durch den Verlag und die Schriftleitung des „Adler". Laufen mehr richtige Lösungen ein, als Preise ausgesetzt sind, so entscheidet das Los. Die Veröffentlichung der Gewinner der Geldpreise erfolgt im „Adler".

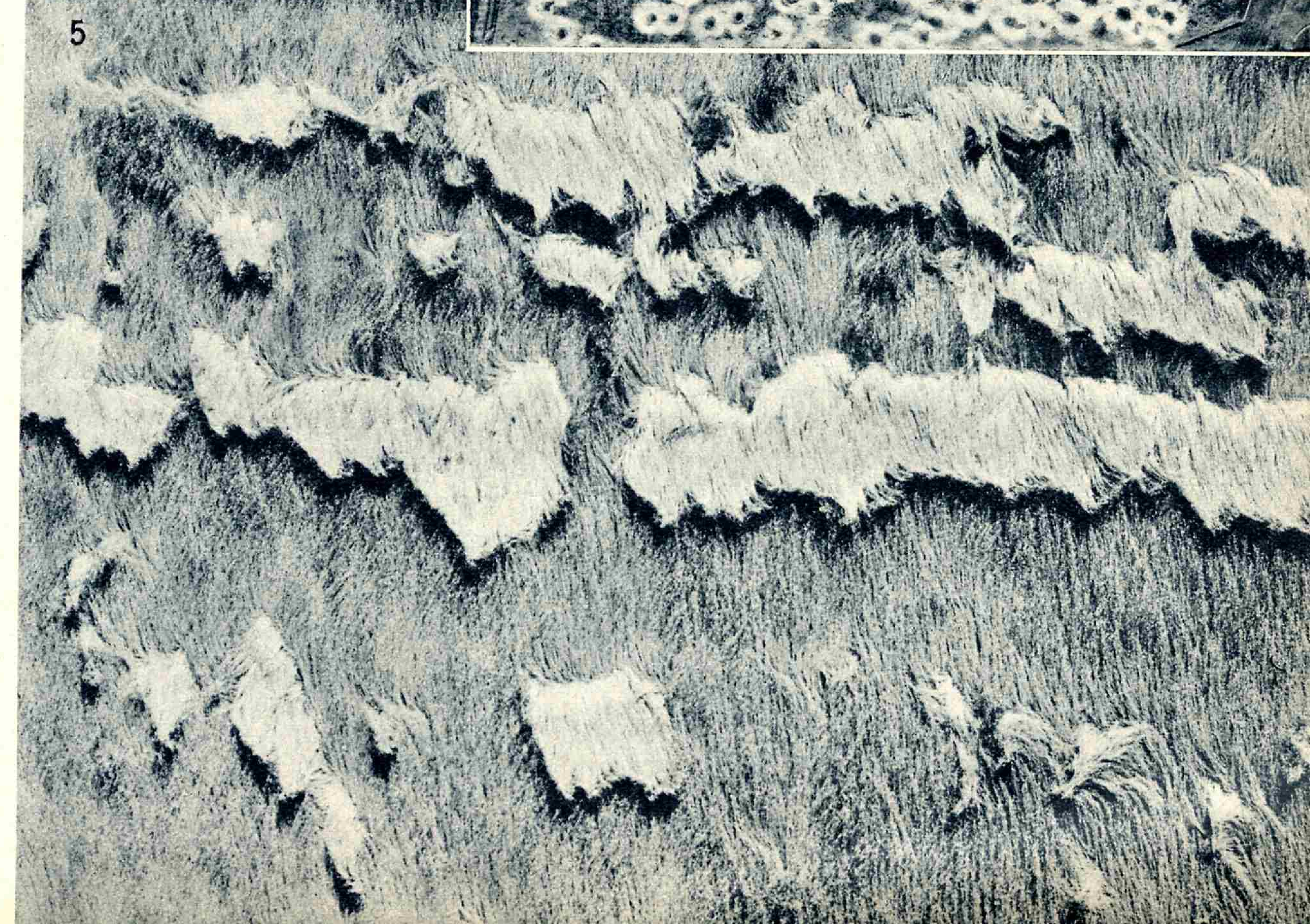
Aufnahmen Petschow.
Freigegeben RLM Nr. 2558, 2673, 3172, 3216, 3405, 3411, 11 146/38



6



4



5

Das Wort des Königs

Von Hans Stolzenburg

Als Friedrich der Große einmal durch sein Land zog, um zu prüfen, ob alle Dinge nach den von ihm gegebenen Gesetzen geschähen und die Diener seines Staates Ordnung und Gerechtigkeit unter den ihnen Untergebenen aufrechterhielten, geriet er auf seiner Reise auch in eine größere abseitige Stadt seines Landes. Sei es nun, daß er, befriedigt von allem, was er sah, und darüber voller Freude, sich für den Abend dieses Tages ein besonders schönes Erlebnis wünschte, oder sei es, daß im allgemeinen die liebliche Heiterkeit der Landschaft, die sich in großer Fruchtbarkeit um die Stadt zog, ihn fröhlich stimmte — er ordnete an, daß seine Begleiter mit ihm nach dem Abendessen das Theater aufsuchen sollten, in dem gerade die Komödie eines alten Meisters vorgesehen war, deren Hauptrolle ein Darsteller spielte, dessen Kunst in vollem Maße die Achtung des Landes genoß. Dem König war von dem Können dieses Darstellers berichtet worden, und wenn er auch mit großer Erwartung das Theater betrat, so wurde diese doch noch weit von dem Gebotenen übertroffen. Er wurde so in den Bann des Spieles gezogen, daß er alles um sich herum vergaß, daß Zeit und Staatsgeschäfte zurücktraten und diese augenblickliche Stunde ganz von ihm Besitz nahm. Jede Bewegung, jedes Wort des großen Künstlers ging in ihn ein wie ein kaum faßbares unerhörtes Erlebnis, denn in solcher vollendeten Darstellung war ihm bisher niemals das Werk eines Meisters wiedergegeben worden.



Nach dem Ende der Komödie begab sich der König in den Umkleideraum des Spielers, der, als der große Gast eintrat, eben das Gewand seiner Rolle ablegen wollte. War das plötzliche und unvermutete Erscheinen des Königs und seiner Begleiter daran schuld, oder sollte man es noch der Anstrengung des Spielers zurechnen, daß das Antlitz des Mannes sich dem Eintretenden seltsam bleich und wie erstarrt entgegenhob? Aber schon besann er sich. Er verneigte sich demütig, dann aber standen sich zwei Menschen gegenüber, die beide, jeder auf seine Art, durch das Schicksal aus der Allgemeinheit hervorgehoben und für einen Weg bestimmt waren, der nur einmalig ist, und sie versuchten im offenen Begegnen der Augen einer des anderen Persönlichkeit zu erkennen. Das Gesicht des großen Königs spiegelte die innere Freude der empfundenen schönen Stunde wider, ja, es war von einer seltenen Güte erfüllt, die ihn auch dazu bewegen mochte, einen Ring vom Finger zu ziehen und ihn dem Künstler als Geschenk und Dank für diesen Abend zu reichen. Er nannte ihn einen Meister seiner Kunst und hielt ihm in der flachen erhobenen rechten Hand das blitzende Schmuckstück entgegen.

Zum Erstaunen aller Anwesenden griff aber der so Beschenkte nicht zu. Er tat nicht einmal die leiseste Handbewegung, um die Gabe zu empfangen, blickte nur einen Augenblick auf die ausgestreckte Hand nieder, um dann wieder mit den Augen die des Königs zu suchen. Was ging in diesem Menschen vor? Durfte er überhaupt das königliche Geschenk zurückweisen, und wenn er es wirklich wagte, warum dann, aus welchen Gründen? Durfte er den Höchsten des Landes so lange warten und die Hand mit dem Geschenk zu sich emporheben lassen?

Sekunden peinlichen Schweigens vergingen. „Ich bin soviel Güte nicht wert, Majestät!" sagte dann endlich der Mann leise, aber dabei doch jedes einzelne Wort scharf betonend. Sein Antlitz schien noch bleicher geworden zu sein.

„Warum?" Dieses eine Wort ging laut durch den Raum. Die Hand mit dem Geschenk hatte sich gesenkt. Die Züge des Fragenden und Antwortbegehrenden waren ernst geworden.

Der Spieler senkte eine Weile nachdenkend und wie im Kampf mit sich selber den Kopf. Die Stirnhaut schob eine scharfe Falte über dem Nasenrücken zwischen die beiden Augen und gab dem Gesichtsausdruck etwas Finsteres. Dann aber hob sich sein Antlitz wieder zu dem des Königs empor. Eine plötzliche Entschlossenheit, die bereit war, um der Ehrlichkeit willen bis zum Äußersten zu gehen, gab ihm Kraft, und laut vernehmbar kam es aus seinem Munde:

„Majestät, was verdient ein Mensch, der dem König seinen Eid gebrochen hat?"

„Er verdient nach dem Gesetz den Tod!" erwiderte der König, den diese unerwartete Frage nicht wenig in Erstaunen setzte.

„Dann mag das Gesetz so über mich richten, denn ich bin des Todes schuldig!"

Der König ahnte, daß vor ihm ein Mensch stand, der bis ins Tiefste erschüttert war. Um der so wenig zu der eben erlebten Komödie passenden Szene ein Ende zu bereiten, befahl er dem Manne, daß er am nächsten Tage kommen solle, damit man Gericht über ihn halte.

Am nächsten Vormittag fand die Gerichtssitzung im Beisein des Königs statt. Der große Darsteller war sein eigener Ankläger, und diese war seine Schuld: In jungen Jahren war er von seinem Vater, dessen ganzes Leben dem Offiziersdienst im preußischen Heere gewidmet war, angehalten worden, sich ebenfalls dem Heeresdienst zu verpflichten, was er auch tat. Er fühlte sich bei dem täglichen, wenn auch strengen Dienst wohl, bis in ihm der Wunsch wach wurde, frei von seiner Verpflichtung zu sein, um sich dem Theater und seiner Kunst verschreiben zu können. Eines Tages hatte er dann, nachdem vorher ein Bittgesuch ohne Erfolg geblieben war, die Fessel der Verpflichtung selbst zerrissen, um vorerst ein Schicksal auf sich zu nehmen, das ihn in Angst vor einem Erkanntwerden und der damit verbundenen Strafe von Ort zu Ort trieb, bis es ihm erst nach einem Jahr gelang, unter fremdem Namen sich einer fahrenden Theatertruppe anzuschließen und sich immer höher emporzuarbeiten bis zu seinem heutigen Ruf und Können.

Von Jahr zu Jahr hatte sich sein Ruhm vergrößert, in gleichem Maße war aber auch die Last des Unehrenhaften schwerer geworden. Als gereifter Mensch empfand er die vergangenen Dinge härter und anklagender als in der ersten Zeit, bis er in der Stunde, da der König mit dem Geschenk des Ringes vor ihm stand, einen Kampf, wenn auch nur einen Augenblick lang, kämpfte, ein Lump oder ein ehrlicher Schuldiger zu sein. Das Gericht sprach das Todesurteil. Dem Gesetz mußte Folge geleistet werden, doch um der aufrichtigen Selbstanklage willen sollte es dem Schuldigen vergönnt sein, sich die Todesart selbst zu wählen.

Eine Weile verharrte der Verurteilte aufrecht in Schweigen, bis er sich mit offenem Blick dem König zuwandte und antwortete: „Ich will die Gnade, die mir Euer Majestät gewähren, annehmen. Ich wähle selbst die Todesart: Für morgen abend war es vorgesehen, daß ich in meiner Rolle am Ende der Tragödie den Giftbecher zu trinken habe. Sei es nun, daß der Becher wirkliches Gift enthält und ich im Dienste dessen sterben kann, wofür ich die Schuld auf mich nahm. Es wird mein letztes, ehrlichstes und vollkommenstes Spiel sein, denn vor dem Tod gilt keine Maske!"

Alles blickte nach diesen Worten auf den König, der eine kurze Zeit überlegend vor sich hinsann. Dann aber nickte er nur stumm, doch niemand ahnte, daß hinter seinen ernsten und strengen Zügen ein Schein der Güte aufglomm und einen geheimen Plan keimen ließ. Der König nahm den Wunsch des Verurteilten an. —

Der nächste Abend kam und mit ihm strömten Scharen von Zuschauern zum Theater. Wie ein Lauffeuer hatte sich das Ungeheure des Ereignisses herumgesprochen, und trieb es den meisten auch einen kalten Schauer über den Rücken, so wollte doch keiner bei dem Schauspiel, bei dem sich Dichtung und Wahrheit in so unerbittlicher Grausamkeit die Waage hielten, fehlen. Kurz vor dem Beginn der Tragödie erschien der König mit seinen Begleitern. Ein fast unerträgliches Schweigen legte sich plötzlich über die wartenden Menschen. Da schon das Spiel begann, ging ein Flüstern wie eine Erlösung durch die Zuschauer. Der König sollte angeordnet haben, den Schuldigen zwar in dem Glauben zu lassen, daß er am Ende den wirklichen Giftbecher zu trinken bekäme, doch man sollte vorher im geheimen den Becher auswechseln, so daß der Spielende nichts als klares Wasser zu trinken habe.

Dem König schien es, als wäre die Kunst dieses Darstellers noch zu einer Vollendung gesteigert, die von Menschen nicht mehr zu überbieten ist. Er freute sich, daß er nun diesen Künstler sich und seinem Volke erhalten konnte. Die Jahre inneren Kampfes und die Stunde der Selbstbezichtigung vor ihm, dem König, hatten den Schuldigen genug gestraft, wenn das Gesetz auch sonst den Tod für eine derartige Schuld gebieten mochte. Da begann auch schon der letzte Akt, der dem Spieler den vermeinten Tod bringen sollte!

Der König beobachtete scharf das Spiel und wurde von dessen Größe erschüttert. Das war schon kein

FORTSETZUNG AUF SEITE 27


IN DEUTSCHLAND HERGESTELLT
KYRIAZI
Astra
25 KYRIAZI ASTRA
Leicht und
aromatisch rauchen
mehr Freude für Sie
KYRIAZI „ASTRA" 4 PFENNIG
MIT U. OHNE MUNDSTÜCK



Violet zwischen den Fronten

ROMAN VON KURT PERGANDE

Die letzte Fortsetzung schloß:

Reuter empfängt im Hotel seine Frau Violet, die in Paris ihre Tante ohne Wissen ihres Mannes aufgesucht hat und dort vom Schicksal ihrer Angehörigen erfuhr.

SCHLUSS

„Ich war bei Tante Loraine", sind ihre ersten Worte.

„Dann weiß ich alles, Violet...
War es sehr schwer?"

Sie lächelte still. „Es war nicht leicht, Alexander. Aber nun ist alles gut und entschieden! Und wenn auch du alles weißt, wie du sagst, dann wirst du tun müssen, was deine Pflicht ist."

Ihre Lippen zuckten, aber sie lächelte tapfer. Sie trat von Alexander zurück und wandte sich an Johannes Lost, der ebenfalls im Zimmer anwesend war. Er bot einen erbarmungswürdigen Anblick. Sein Gesicht war fahl und verstört; der Binder hing immer noch schief und unordentlich herab.

„Herr Lost — Sie müssen Hanna vor Marchand schützen! Fragen Sie mich, bitte, nicht, wie ich dazu komme, Ihnen dies zu sagen — aber halten Sie meine Warnung nicht für leeres Gerede! Sie müssen Hanna vor Marchand schützen! Wissen Sie, wo Marchand jetzt ist? Oder Hanna?"

Johannes verharrte regungslos; dann lief ein böses Lächeln um seine Lippen. „Weshalb muß ich Hanna schützen? Ist sie nicht alt genug, um auf sich aufzupassen?"

„Sie müssen sie schützen — so hören Sie doch!" rief Violet.

„Kleine Kinder schützt man — kleine Kinder..."

Johannes blähte höhnisch die Lippen.

„Sie haben, wie ich, erfahren — —?"

„O ja, ich habe es in Erfahrung gebracht! Es ist manchmal gut, daß einem der Zufall zu Hilfe kommt. Und der einzige Trost bleibt mir, daß ich meine Erfahrungen mit Hanna vor und nicht in der Ehe gemacht habe!"

Violet sah ihn kalt an. „Sie irren, Herr Lost, wenn Sie annehmen, Sie seien der einzige Mensch auf der Welt, dem Wunden geschlagen werden! Unsere Größe liegt nicht in der Härte des Urteilens, sondern in der Bereitschaft, zu vergeben." Sie drehte sich zu Alexander zurück. „Alexander: Wo ist Marchand?"



Sturm über der Ostsee — Aufnahme Holzapfel

„Er ist in Brösen, Violet!" Alexander dachte nach. Es fiel ihm nicht mehr schwer, den tieferen Sinn der zwischen Violet und Johannes Lost gewechselten Worte zu verstehen: Marchand hatte sich an Hanna herangemacht, und Hanna war ihm verfallen. Die Verkettung und Verstrickung ihrer Schicksale untereinander forderte das Letzte an Kraft von ihnen ab. Da war Violet, da war er, da waren Johannes und Hanna, und da war Marchand, in Wahrheit Edouard. Sie wurden wie in einem Wirbelsturm durcheinandergeworfen, und jeder hatte Mühe, einen neuen Halt zu finden... Er faßte Johannes ins Auge. „Herr Lost: Ist Fräulein Hanna auch in Brösen?"

„Wenn Marchand in Brösen ist —?" fragte Johannes höhnisch zurück.

Alexander überging den verletzenden Hohn. Er suchte noch einmal mit einem schweren Blick Violets Gesicht — dann trat er an den Fernsprecher und ließ sich mit dem Polizeipräsidium in Danzig verbinden. Er sprach lange und lauschte dann ebensolange, als man von drüben sprach.

Johannes stand an der Tür. Er begriff vieles, was Reuter sprach, und vieles wieder nicht. In seinen Schläfen bohrte ein stechender Schmerz.

Alexander legte den Hörer wieder auf und trat zu Hülsberg und sprach flüsternd auf ihn ein. Dopmann sei tatsächlich am Leben und werde auch am Leben bleiben, wie der Kommissar ihm gesagt habe; der Blutverlust habe ihn nur stark geschwächt. Vor einer Viertelstunde habe er die Besinnung wieder erlangt und habe, da er vor Schwäche nicht sprechen konnte, Zeichen gegeben, daß er etwas zum Schreiben verlange. Er habe dann auf einen Zettel den Namen „Nilson" geschrieben und die Bezeichnung des Schiffes und sogar den Ladekai hinzugefügt. Hernach sei er vor Erschöpfung wieder eingeschlafen, aber mit zufriedenem Grinsen. Die Beamten seien schon unterwegs, um Nilson zu suchen.

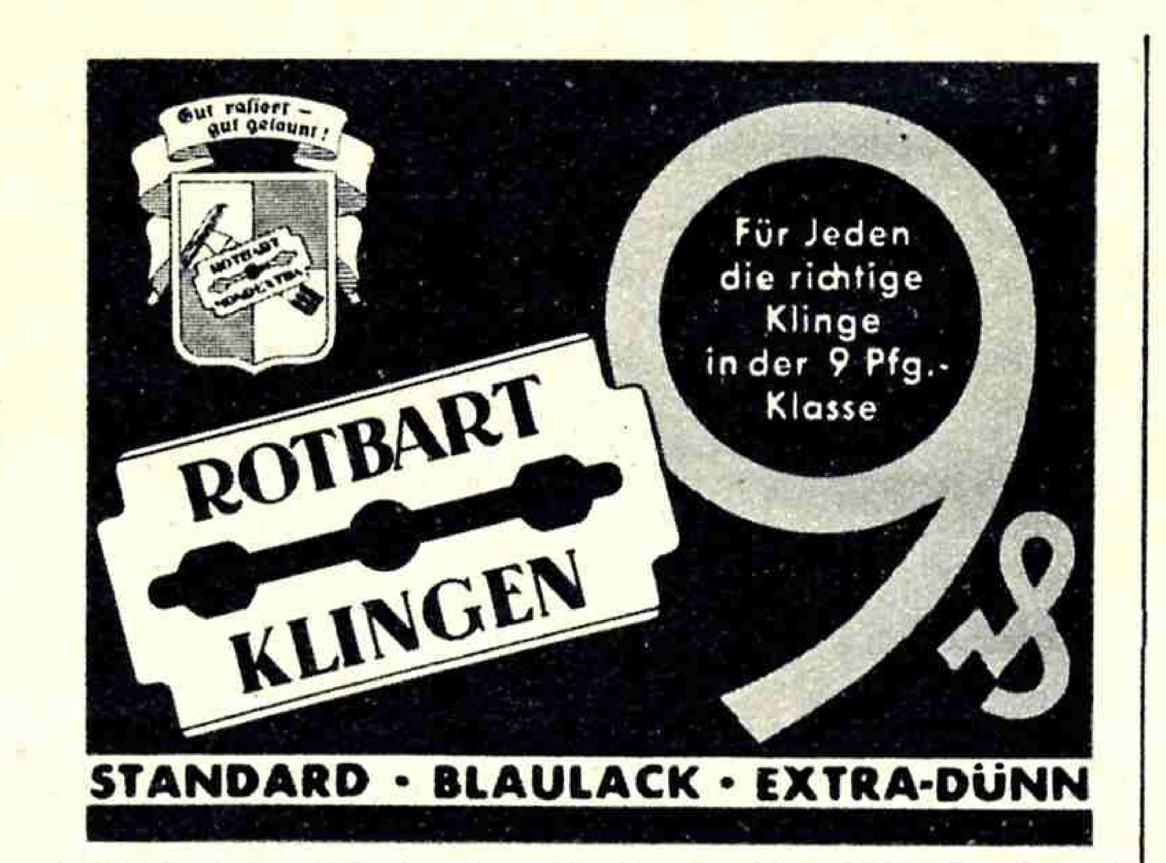
Alexander fügte dann hinzu, daß er, Hülsberg, bei Violet bleiben und sie von dem inzwischen Geschehenen unterrichten möge.

Hülsberg nickte stumm.

Und Alexander ging zur Tür, wo Johannes stand. „Sie haben gehört, Herr Lost, daß Marchand jetzt verhaftet werden wird? Ich bin Ihnen verpflichtet und freue mich, nun Ihnen beistehen zu können. Wir werden beide nach Brösen fahren, um Fräulein Hanna zu holen!" —

Marchand verließ Hanna, weil er ans Telephon gerufen wurde.

„Es ist alles all right!" sagte Nilson und lachte in den Draht; wie verrückt lachte er.
„Sie, Nilson? Und was ist all right?"
„Raten Sie mal!"
„Seien Sie nicht kindisch! Reden Sie!"
„Nein: Raten sollen Sie!"
„Ich hänge ab, wenn Sie so kindisch bleiben ..."
„Sie verstehen auch keinen Spaß!" Nilson lachte.
„Ich verstehe Sie nicht!" rief Marchand. „Was ist mit Dopmann? Sprechen Sie lauter!"
„Man hat ihn in einer Hafengasse gefunden!" schrie Nilson am anderen Ende des Drahtes. „Er hat dagelegen und war tot!"
„Nilson —!" ächzte Marchand. „Nilson —!"
Nun lachte Nilson wieder, tief und unmenschlich. „Ich hab' mir auch gleich gedacht, daß es ein tolles Stück ist. Aber gut für uns! Er wird nun nicht mehr reden ... Ich geh' jetzt aufs Schiff und werde Ratten schießen!"
... Als Marchand gegangen war, kam, wie am Abend zuvor, Senkspiel an Hannas Tisch. Er sah sie stumm und bitter an. „Hanna", sagte er dann mit gepreßter Stimme, „wir werden jetzt fahren!"
„Ich fahre mit Herrn Marchand", antwortete sie.
„Sie werden nicht mit Herrn Marchand fahren, Hanna! Sie fahren mit mir! Ich bringe Sie nach Hause."
„Vergessen Sie sich nicht, Herr Senkspiel?" fragte Hanna kühl.
In Senkspiel begann es zu kochen. Wer vergaß sich von ihnen beiden: er oder sie? „Hanna —, ich habe mir einst geschworen, daß Sie nicht das Opfer Marchands werden sollen ... Schon am Abend in der ‚Fischgrube' sah ich voraus, daß diese Stunde schlagen würde, und weil ich schon damals meine Beobachtungen gemacht hatte, leistete ich mir den Schwur, Sie nicht Marchands Beute werden zu lassen ..."
„Wie Sie von Herrn Marchand sprechen —!" entgegnete Hanna, bleich vor Zorn. „Habe ich Sie aufgefordert, ein Urteil über Herrn Marchand abzugeben?"
„Hanna —!"
„Ich bitte Sie, zu gehen!" Und Hanna legte die Hände über die Ohren.
Hanna wagte nicht, den Blick zu heben, als er ging. Sie saß, von Scham und Furcht geschüttelt, und glaubte, daß unzählige Augen auf sie starrten, fragend und verachtungsvoll. Was war geschehen? Konnte sie nicht mehr zurück? Nein, sie konnte nicht mehr zurück ... Nein, du kannst nicht mehr zurück! ertönte es als Antwort in ihr. Zu Hause ist die Furcht, ist Johannes, ist die Scham, ist der Bruder Ernst ... Nein, du kannst nicht mehr zurück! Aber wer, fragte sie sich dann, redet von einem Zurück? Ich ganz allein hab' es so gewollt! Ich habe gewählt, und weil ich Royer liebe, habe ich Royer gewählt. Ich hab' es so gewollt! Ich habe von allen Abschied genommen, als ich ging: von daheim und von Johannes. Ich liebe Royer! Ich liebe nur Royer!
Als Marchand zurückkam, lächelte sie. „Erzähl noch einmal von Monte Carlo, Royer! Es ist immer mit Blumen geschmückt? Das ganze lange Jahr hindurch blühen dort Blumen?"
„Ja, Hanna, das ganze Jahr lang. Aber — —" „Nein, warte noch! Und die Häuser und die Straßen liegen übereinander, sagst du? Wie drollig! Und man kann weit über die See sehen ... Ich freue mich, Royer, und ich bin glücklich!"
„Du gehst mit mir?" fragte er, wie bewegt.
Sie sah ihn aus strahlenden Augen an. „Wohin du willst, Royer!"
Sie kletterten in den Wagen; sie fuhren.
„Wohin fahren wir, Royer?" fragte Hanna plötzlich — und erschrak ... Aber warum erschrak sie? legte sie sich dann die Frage vor. Sie wollte doch mit Royer gehen, wohin er ginge!
„Wir fahren zur Grenze."
„Nein, zur Grenze? Werden wir nicht hinüberkommen ..."
Seine Stimme kam leise und zärtlich von vorn zurück: „Du weißt nicht, was ich alles für dich tun könnte, Hanna — so sehr liebe ich dich!" Er sah starr geradeaus. Er sprach die Wahrheit: Er liebte sie tief und aufrichtig; er liebte in seinem Leben zum erstenmal. „Ich will von dir auch nichts anderes als nur Liebe, Hanna! Von den anderen Frauen hab' ich Geld gewollt. Warum soll ich's leugnen?"
Hanna schrie leise und entsetzt auf. „Bitte, das ist nicht wahr!"
„Ich habe aus meinem Aussehen Kapital geschlagen, und man hat es mir so leicht gemacht und mir immer gegeben", fuhr er wie in einem Rausch von Bekennermut fort, „mir immer gegeben, was ich wollte: Geld und Schmuck. So hab' ich gelebt ... Aber es ist ein widerliches Leben — glaube mir!"
„Bitte, halte an, Royer!"
Der Wagen schoß über die Straße. „Wer hat schuld, daß es so mit mir gekommen ist? Vielleicht ich ganz allein; aber ich schiebe es auf die Umstände. Ich habe meine Eltern im Krieg verloren, und ich habe meine Schwester verloren. Als die Deutschen kamen, flüchteten wir. Mein Vater — herzleidend, wie er war — starb an den Aufregungen der Flucht; und meine Mutter starb aus Gram über den Verlust Violets, wie meine Schwester hieß ..."
„Bitte, anhalten!" rief Hanna mit heller Stimme.
„Violet, sagst du? Ist Frau Violet Reuter deine Schwester?" Sie schüttelte sich. Warum fragte sie noch, wo ihre Ahnung nun schon Gewißheit war? Sie beugte sich vor; ihr Atem ging keuchend. „Anhalten, bitte! Anhalten!"



„Ich kann dich nicht verlieren!" antwortete er stöhnend. „Ich liebe dich —!"
„Wenn du mich liebst, Royer, dann — —"
„Nein, ich kann nicht stoppen!" schäumte er. „Wer hat schuld, daß es so mit mir gekommen ist?"

*

Der Fernfahrer Wilhelm und sein Beifahrer Karl machten sich am Werkzeugkasten zu schaffen und holten das Werkzeug heraus. Ihr Lastzug hatte einen gehörigen Plattfuß!
Weit erblickte der Beifahrer, der neben dem Wagen stand und den Ersatzreifen hielt, die Lichter eines anderen Wagens. Dieser fremde Wagen näherte sich mit ungeheurer Geschwindigkeit. Als seine Scheinwerfer den stilliegenden Lastzug erfaßt hatten, heulte die Hupe auf.
Nun war der Wagen auf gleicher Höhe mit ihnen. Es war eine große, schwere Limousine mit Nickelbeschlägen. Eine Frau steckte den Kopf aus dem Fenster und rief um Hilfe!
Dem Beifahrer Karl fiel der Unterkiefer herab. Der Wagen war vorbei und lag nun im Licht der Scheinwerfer ihres Lastzuges; er bremste stark. Und dann stockte Karl das Herz: Er sah, wie die Tür der Limousine aufgestoßen wurde und ein Mensch aus dem immer noch fahrenden Wagen sprang!
Es war eine Frau. Sie fiel hin, erhob sich wieder und taumelte zur Seite. Die Scheinwerfer des Lastzugs erfaßten ihre Gestalt hell und scharf.
Die Limousine ruckte mit einem Satz an, als wolle sie mit einem einzigen Sprung in ihr altes Höllentempo hineinspringen. Der Wagen surrte davon — aber dann schlugen seine Scheinwerfer nach rechts und nach links aus, blinkten einmal links und dann wieder rechts über die Felder, bis das helle Licht im spitzen Winkel von der Landstraße in die Nacht zeigte.
Es war alles sehr schnell gegangen . . .
Der Fernfahrer Wilhelm faßte sich als erster. Er ließ seinen Schraubenschlüssel fallen und ging mit langen Schritten auf Hanna zu und brachte sie, als er sah, daß sie ein bißchen hinkte, zum Wagen, wo sie sich aufs Trittbrett setzte.
Sie drückte den Kopf in die Hände und saß ohne Bewegung. „Wie weit ist es bis nach Danzig zurück?" fragte sie die Männer dann.
„Na, so sechs, sieben Kilometer wohl", meinte Karl.
„Und wohin fahren Sie?"
„Nach Königsberg."
Hanna antwortete nichts.
Der Fernfahrer Wilhelm winkte seinem Kameraden mit dem Kopf und zeigte mit dem Daumen hinter sich: „Müssen auch da mal nachschauen, Karl!" flüsterte er. Dann wandte er sich laut an Hanna: „Wir werden ein Stückchen gehen, Fräulein! Wir sind aber gleich wieder da — wollen nur mal nachsehen . . . Der Kerl hatte Sie wohl mitnehmen wollen, was?"
Hanna schwieg. Aber daran, daß ihre Schultern heftig zuckten, bemerkten die beiden Männer, daß sie haltlos weinte.
Sie setzten sich in Bewegung und gingen dorthin, wo die Scheinwerfer im spitzen Winkel von der Landstraße ab in die Nacht stachen.
Der Fernfahrer Wilhelm und sein Beifahrer Karl traten an Marchands Wagen. Er stand unbeschädigt mit der Stoßstange an einem Baum; der Motor lief schwach.
Wilhelm knipste seine Taschenlaterne ein und leuchtete Marchand ins Gesicht. Der helle Lichtkegel traf ein bleiches Gesicht und zwei Augen, die weit und starr blickten; aus der linken Schläfe sickerte eine Blutbahn über die Backe.
Wilhelm öffnete vorsichtig die Tür und rüttelte Marchand an der Schulter. „Aus!" sagte er dann. Sein Lichtschein wanderte über Marchands Sitz. „Hat sich vorher erschossen, Karl! Da liegt die Pistole . . . Aus!" Er nahm den Zündungsschlüssel heraus und warf ihn auf den Sitz; der Motor stand.
Sie schritten zurück. Als sie an ihrem Lastzug ankamen, blickten sie sich um. „Na, das ist nun erst ein Stück!" stieß der Beifahrer Karl heraus. „Sie ist ja weg!"
Als sie riefen, erhielten sie keine Antwort . . .

*

Nun lag Hanna drei Tage zu Hause, und es erschien ihr wie eine Ewigkeit. Beim Herausspringen aus dem Wagen hatte sie sich den Fuß verstaucht. Hanna lag und lauschte und wartete — wartete . . . Es kam Ludwig Senkspiel. Sie beobachtete das Erschrecken auf seinem Gesicht, als sein Blick sie traf.
„Hanna —!" stöhnte er fassungslos, und sie hörte seinem Ruf an, wie ehrlich erschüttert er war. Sie wurde flammend rot.
„Bitte, keine falsche Scheu!" stammelte er förmlich, weil ihm immer noch das Entsetzen über ihren Anblick in den Gliedern lag. Er hatte sich einen leichten Krankenbesuch vorgestellt. Das Kind hatte sich ja nur den Fuß verstaucht; das war sicher eine bitter langwierige Geschichte, aber niemals eine, bei der Ernstliches zu befürchten stünde. Und nun lag das Kind doch, als ginge es zu Ende?
Hanna sah ihn an. Senkspiel sah wie immer aus: mit gediegener Vornehmheit gekleidet, die vollen, etwas fleischigen Backen glattrasiert. Die Augen waren gütig, fast ein wenig treuherzig jetzt.
„Wie geht es, Hanna?"
„Es wird sehr lange dauern, Herr Senkspiel."
Schweigen . . . Dann Hanna: „Wie geht das Geschäft, Herr Senkspiel?"
„Gut, Kind! Gut! Ich soll auch von Trude und von Betsy grüßen. Und auch von Lissy. Lissy schämt sich; sie wagt nicht, zu kommen. Aber ich glaube, ich werde sie auch bald verlieren . . ."
„Na —?"
„Ja, dies mit Marchand, wissen Sie — —" Er stockte. Da hatte er ja schön etwas angerichtet —! Hanna ermunterte ihn: „Sprechen Sie getrost, Herr Senkspiel! Es erschreckt mich nichts . . . Nun —?"
„Ja, also die Geschichte mit Marchand hat ihr einen tüchtigen Stoß versetzt, Hanna. Sie wird Peter Carlsen heiraten — der übrigens die Polizei sofort auf diesen Kapitän Nilson und auf Marchand aufmerksam machte, als man Dopmann gefunden hatte. Lissy wird also ihren Peter heiraten . . .



„Ach, sie ist nicht wiederzuerkennen!" „Ja, ja", raunte Hanna wie im Traum und blickte zur Decke auf.

Senkspiel räusperte sich. „War — Johannes schon hier?"

Hanna schwieg.

Senkspiel stand auf. „Selbstverständlich, daß ich später wieder mal nach Ihnen sehe, Hanna!" Er hob seinen Hut vom Boden auf. „Unnötig, zu wiederholen, daß ich immer für Sie da bin, Kind!" Er blickte sich rundum und ging, erschüttert bis ins Innerste.

Eine halbe Stunde später wurden Blumen für Hanna abgegeben. „Ihr Ludwig Senkspiel", stand auf einem Kärtchen. Hanna dachte nach, und ganz leise stieg eine Ahnung in ihr auf. Blumen von Senkspiel? Liebte er sie vielleicht?

Sie wußte nicht, daß Senkspiel alle Hoffnungen aufgegeben hatte. Er hatte genug gesehen: Sie litt, weil Johannes Lost den Weg nicht zu ihr zurückfand. Ihre Liebe würde für alle Zukunft — und nun erst recht — Johannes gehören, niemals mehr einem anderen. Er schickte ihr dennoch Blumen — zum Abschied...

Und heute, am dritten Tag, kam Violet Reuter, und Hanna wurde wieder rot. Wie hatte sie Johannes gegenüber diese Frau verdächtigt — nur, um ihr schlechtes Gewissen zu betäuben! Was für schändliche Absichten hatte sie ihr untergeschoben!

„Ich hätte Sie schon früher aufgesucht, Fräulein Hanna", begann Violet mit freundlichem Ernst, „aber Sie werden sich denken können, daß Alexander und ich in den beiden letzten Tagen viel auszustehen hatten... Sie waren mit meinem Bruder die letzten Stunden zusammen. Bitte, erzählen Sie, Fräulein Hanna!"

Die ruhige Sicherheit, mit der Violet sprach und die über den Dingen stand, gab auch Hanna ihre Sicherheit zurück. Sie berichtete ohne Stocken die Ereignisse jener Nacht.

Violet hörte sie gefaßt an. „Und was sprach mein Bruder zuletzt?" fragte sie, als Hanna geendigt hatte.

Hanna antwortete, den Blick zur Decke aufgeschlagen: „Wir überholten einen Lastzug; Ihr Bruder mußte sehr stark bremsen. Als wir auf gleicher Höhe mit dem Lastzug waren, rief ich durch das Fenster um Hilfe. Hierauf sagte Ihr Bruder: Ich werde nun anhalten, Hanna, und du kannst aussteigen! Es soll nun so sein; es ist alles zu spät für mich. Und Violet hat auch recht. Ich weiß, daß sie nach Paris geflogen ist; der Portier hat es mir gesagt, als ich heute früh nach ihr fragte. Und das genügt mir, daß ich weiß, daß sie bei Tante Loraine in Paris ist. Es ist alles zu spät! Mich kann niemand mehr retten — du nicht und Violet nicht!' — So sagte Ihr Bruder, und er sprach es mit endgültiger Stimme, wie ich mir nachher überlegt habe. In jenem Augenblick aber war ich so in Angst, daß ich die Tür aufstieß und hinaussprang, bevor der Wagen stand. Dabei hab' ich mir den Fuß verletzt."

„Ich danke Ihnen, Fräulein Hanna! Edouard wäre wirklich nicht mehr zu retten gewesen, und offenbar also war er auch selbst zu dieser Erkenntnis gelangt... Und Johannes —?"

Hanna drehte das Gesicht zur Wand.

„Oh —!" hauchte Violet leise, als sie verstand.

*

Zur selben Stunde stand Johannes bei Alexander Reuter im Zimmer.

„Ich habe Sie zu mir gebeten", begann Alexander ohne Umschweife, „weil Sie durch Verkettung von Umständen in ein Geheimnis geblickt haben, das in erster Linie ich hütete.

Meine Frau ist Französin, eine geborene Moré. Es war Ende August neunzehnhundertvierzehn,

als unsere Armeen auf ihrem unaufhaltsamen Vormarsch durch Frankreich und Lothringen waren und die Bevölkerung vor dem Ansturm floh. Die Familie Moré — Vater, Mutter, der Sohn Edouard und das Töchterchen Violet — verließ ebenfalls ihr großes Gut. Sie wollten auf einem Wagen vorwärts, aber die Straßen waren verstopft von zurückgehenden Truppen, von Bagage- und Munitionswagen und nicht zuletzt durch den Strom der flüchtenden Bevölkerung selbst. Es war ein furchtbarer Wirrwarr. Da fiel dem Töchterchen Violet ein, daß es seine Lieblingskatze hatte im Schloß zurücklassen müssen; und in dem heillosen Durcheinander konnte sich Violet vom Wagen stehlen und lief die wohl zwei Kilometer zum Schloß zurück. Niemand achtete auf das Kind; jeder hatte mit sich selbst zu tun, oder jeder mochte glauben, das Kind gehöre zu seinem Nebenmann. Als Violet im Schloß ankam, zog der letzte Teil des französischen Stabes ab, der zusammen mit einem Artilleriebeobachtungsposten dort untergebracht gewesen war. Violet versteckte sich vor den Herren, und als diese gegangen waren, lief sie durchs ganze Haus, um ihr Kätzchen zu suchen. Als sie es schließlich fand und wieder fortwollte, fuhr eine Granate ins Schloß... Ich muß hier einflechten, daß zwar der französische Stab das Schloß verlassen hatte, auf dem Turm aber war der Artilleriebeobachtungsposten verblieben und lenkte eine französische Batterie, die im Park stand und den Rückzug decken sollte. Auf diesen Beobachtungsposten und auf diese Batterie wurde von uns geschossen. Wenig später zogen wir in das Schloß ein, und in den heil gebliebenen Räumen wurde nun unser Stab untergebracht, zu dem mein Vater als Major gehörte. Ich war dem Stab als Adjutant zugeteilt. Einige unserer Burschen durchstöberten nun das Gebäude; und da kam plötzlich der Bursche meines Vaters angestürzt und schrie, er habe tief im im Keller eine Kinderstimme gehört. Mein Vater schickte mich also mit ihm hinunter. Wir hörten tatsächlich eine Kinderstimme weinen und rufen und dazu ein jämmerliches Miauen aus der Kellertiefe. Ich war damals ein blutjunger Leutnant, aber es wäre auch manchem alten Krieger ergangen wie mir in diesem Augenblick: Mir stiegen die Haare zu Berge, und meine Kopfhaut wurde kalt. Die Kellertür war ein wenig gesprengt, aber vor ihr und halb hinauf bis zur Steintreppe, auf der wir standen, lag ein Berg von Schutt und Steinen und Geröll. Wir arbeiteten wie irrsinnig, um diesen Berg abzutragen; es dauerte trotzdem mehrere Stunden, bis wir den Schutt aus dem engen Gang herausgeschafft hatten. Endlich konnten wir die Tür aufziehen. Mein Bursche knipste seine Laterne an und leuchtete in den Keller. In einer Ecke erblickten wir ein kleines, zartes Mädchen, das eine Katze auf dem Arm hielt und uns aus großen, furchtsamen Augen entgegenblickte."

Alexander legte eine kleine Pause ein; er stellte sich ans Fenster und starrte hinaus. „Uns stand das Herz still, Lost", berichtete er mit gedämpfter Stimme weiter. „Über das Schloß war die Schlacht hinweggegangen, die Raserei des Krieges, wir hatten Verwundete und Sterbende gesehen, Tod und Sieg, aber wir hätten nie und nimmer gedacht, daß es so etwas geben könnte in unserer Mitte: ein verlassenes Kind mit einer Katze auf dem Arm... Ich nahm die kleine Violet mit nach oben, und den Herren vom Stab war nicht anders zumute als uns zuvor unten im Keller: Sie starrten ebenso fassungslos auf diese rührende Unschuld, der ein weißes Kätzchen um die Beine schnurrte. Wir erfuhren, daß Violet vor den einschlagenden Granaten in ihrer Angst in den Keller geflüchtet war; sie hatte dort eine Nacht und einen halben Tag gesessen... Wohin nun mit dem Kind? Wir lagen immer noch in der Feuerlinie. Das Schicksal, will ich sagen, griff abermals ein. Zwei Stunden später wurde mein Vater verwundet und mußte zurückbefördert werden. Er nahm Violet mit. Auf diese Weise kam sie in unser Haus. Soweit es meinem Vater möglich war, stellte er schon in jener Zeit Nachforschungen nach Violets Eltern an, deren Name uns bekannt war. Er erreichte jedoch vorderhand nichts. Erst im Sommer neunzehnhundertneunzehn konnte er die Ermittlungen wieder aufnehmen und ernsthaft betreiben. Sie gestalteten sich aber auch jetzt ungeheuer schwierig; es dauerte über ein Jahr, ehe mein Vater die erste genauere Auskunft erhielt. Sie lautete dahin, daß Violets Vater schon auf der Flucht gestorben sei und ihre Mutter bald darauf in einem behelfsmäßigen Feldlazarett. Nun galt es, Edouard, ihren Bruder, zu finden. Und wieder begannen endlose Nachforschungen. Der Junge war nach Paris zu den einzig lebenden Verwandten der Morés gebracht worden, einer Familie Loraine. Kaum aber war er in Paris gewesen, als auch die Flucht aus der Hauptstadt einsetzte und die Verwandten mit dem Jungen sich nach Bordeaux begaben. Dort starb Edouards Onkel, und Madame Loraine dessen Witwe, blieb nun mit Edouard allein. Alle diese Auskünfte brachte mein Vater unter Überwindung unsäglicher

Schwierigkeiten zusammen, und als er endlich auch die Pariser Wohnung der Frau Loraine hatte feststellen können, machte er sich auf den Weg nach Paris."
„Es war", erzählte Alexander Reuter nach kleinem Stocken weiter, „die bitterste Stunde für meinen Vater. Madame Loraine begegnete ihm mit eisiger Kälte; es genügte ihr, daß mein Vater Deutscher war, um ihn mit unverhohlener Verachtung zu behandeln. Die Deutschen hätten ihr soviel Leid zugefügt, sie hätten den blutigen Krieg in ihr Vaterland hineingetragen und das blühende Land so schwer verwüstet, daß es ihr unerträglich sei, zu wissen, daß in ihrem Zimmer ein deutscher Soldat stünde ... Nun: Mein Vater war nicht gekommen, um mit Madame Loraine über das Wesen und die Unerbittlichkeiten des Krieges sich zu unterhalten. Er offenbarte ihr also, wie er seinerzeit Violet gefunden habe, und daß sie in seinem Hause lebe. Mein Vater erzählte uns nach seiner Rückkehr tief erbittert den Verlauf der Unterhaltung, und ich könnte ihn noch heute wohl wörtlich wiedergeben. Madame Loraine lehnte Violets Aufnahme in ihrem Haus ab, weil Violet, nach wahrheitsgemäßer Bekundung meines Vaters, sich bei uns durchaus wohlfühle; sie wollte ihre Nichte, die nach ihrer Meinung in unserer Obhut eine Deutsche geworden war, nicht sehen. Treulosigkeit ihrer Heimat Frankreich gegenüber war das wenigste, was sie Violet vorwarf ... Wir schwiegen hierüber zu Violet; niemand von uns brachte es übers Herz, ihr dieses Urteil zu wiederholen, das sie hätte wie ein Schandurteil treffen müssen. Mein Vater berichtete ihr also, ihre Tante Loraine sei krank und könne sie vorläufig nicht bei sich aufnehmen. Violet antwortete ihm, daß sie sich eine endgültige Trennung von uns auch nicht mehr vorstellen könne. Sie war damals sechzehn ... Dies war das eine. Und das zweite: Mein Vater hatte sich bei Madame Loraine auch nach Edouard erkundigt und zunächst als Antwort vernommen, der sei dem Leben genau so verloren wie Violet. In ihrer ganzen Verbitterung erklärte die erzürnte Dame sich dann genauer, und mein Vater erfuhr, daß Edouard schon als Halbwüchsiger der Erziehung der Tante entlaufen und seit zwei Jahren verschollen war. Als Violet und ich geheiratet hatten, suchte auch ich Madame Loraine auf, um eine Aussöhnung zwischen ihr und Violet herbeizuführen. Sie sagte mir dasselbe wie einst meinem Vater. Als auch ich sie dann nach Edouard fragte, hörte ich, daß er einem Verbrecherleben hoffnungslos verfallen war. Ich kam zurück und berichtete Violet, Edouard sei verschollen oder tot, und ich ließ gleichzeitig durchblicken, daß eine Reise ihrerseits zu Madame Loraine für alle Teile nicht wünschenswert erscheine ... Sie konnte ja von ihrer Tante nur Peinliches und Trostloses hören, und das eben wollte ich meiner Frau ersparen."
„Aber Ihre Gattin ist doch in Paris gewesen?" warf Johannes ein.
„Sie ist in Paris gewesen", antwortete Reuter gegen die Scheiben, „sie fuhr zu Madame Loraine, als Edouard sich ihr zu erkennen gegeben hatte. Jetzt weiß sie alles, und nun ist es gut so!" Er wandte sich zu Johannes zurück und nickte. „Nach allem stummen Kampf und aller Unruhe steht jetzt nichts mehr zwischen meiner Frau und mir. Die Vergangenheit ist tot, das Gewesene ist tot — und, ob ich mit meinem Schweigen geirrt habe, auch das ist tot. Die Zukunft gehört ausschließlich uns beiden — und", er hob ganz sachte den Finger in die Höhe, „und, Lost, so Gott es will, unseren Kindern!" Er sagte es mit glänzenden Augen wie ein großer Junge.
Johannes stand auf. In diesem Augenblick kam Violet herein. Er sah die ernste Ruhe auf ihrem Gesicht, und in ihren Augen war derselbe ernste, ruhige Blick, als sie ihn nun prüfte. Es machte Johannes Mühe, diesem Blick standzuhalten. Wie mußte diese Frau in den letzten Tagen gelitten haben! Aber mit welcher schier sichtbaren Stärke trug sie ihr Schicksal!
Violet gab Alexander und dann Johannes die Hand. Sie hob das Gesicht zu ihm auf und sah ihn an. „Hanna wartet auf Sie!" sagte sie dann. „Ich komme eben von ihr. Warum lassen Sie sich so wenig dort sehen?"
Als Johannes den Mund zu einer Entgegnung öffnen wollte, schüttelte sie den Kopf und hielt ihm nochmals die Hand hin. „Nicht wahr, Sie versäumen heute nicht, zu Hanna zu gehen?"

*

Hanna hob den Kopf aus den Kissen und blickte Johannes entgegen. Sie liebte ihn und den großen Jungen in ihm, sein klares, starkes Gesicht, die wuchtige Stirn und den kräftigen Mund.
Sie legte sich zurück und drehte das Gesicht zur Wand; ihre Hände lagen bleich und abgezehrt auf der Decke. Sie lauschte und hörte, daß er sich auf den Stuhl am Fußende des Bettes setzte. Sie träumte nicht. Sie runzelte ernst die Stirn und lauschte wieder.
Das Zimmer war heller als gewöhnlich. In ihm war die Offenbarung, die große Offenbarung des Lebens und die Erlösung wie zu Ostern oder zu Pfingsten.
Sie lauschte, und weil lange von seinem Platz kein Laut und keine Bewegung kamen, drehte sie vorsichtig den Kopf, ob er da sei.
Er saß und sah sie an.
Er würde bleiben. Er würde auch wieder lachen. Das Leben stand nicht still. Sie würden auch wieder am Strand liegen, und er würde wieder mit der Badetasche schleudern; sie würden auch wieder Gutes und Törichtes reden und hoffen, Kluges und Dummes. Wie alle, alle Menschen; und so lange wie es Menschen gab.
Aber sie würden sich immer lieben. Denn die Offenbarung des Lebens hatte an ihre Herzen gepocht.

— Ende —

Das Wort des Königs

FORTSETZUNG VON SEITE 18

Spielen mehr, keine eingelernte Rolle — dort stand ein Mensch, der sich selbst zum letzten Wollen hindurchgerungen hatte, und wenn dieses Wollen auch Tod hieß. Jetzt setzte der Mann den Kelch an die Lippen! Der König zuckte zusammen. War es etwa doch ein frevelhaftes Spiel, das er hier trieb? Hätte er den Mann nicht doch wenigstens kurz vorher von der Gnade wissen lassen müssen!? Da aber trank er schon, und seine Augen schienen durch alle Dunkelheit des Zuschauerraumes hindurch den Platz des Königs zu suchen.

Das Spiel war aus. Der König eilte in den Raum des großen Darstellers, um ihm nun selbst zu verkünden, daß durch ihn das Todesurteil aufgehoben sei. Wie erstarrt blieb er aber im Rahmen der Tür stehen, als Männer eben — einen Sterbenden hereintrugen. Da löste sich der König aus seiner Erstarrung, trat mit ein paar schnellen Schritten erregt zu den Männern und gebot ihnen, zu halten und den mit dem Tode Ringenden niederzulegen. „Was ist geschehen?" stieß er heftig hervor. „Sind meine Worte nicht befolgt worden?"

Da schlug der Sterbende die Augen auf und erkannte den vor ihm Stehenden. Flüsternd und immer wieder nach Atem ringend, konnte er noch sagen: „Ich danke Euer Majestät — für die Gnade, die mir gezeigt werden sollte. Aber — das Wort eines Königs muß immer seine Gültigkeit behalten! Wer seinem König den Eid bricht, ist des Todes schuldig. Darum habe ich den wirklichen Giftbecher getrunken!"

Durch Zufall hatte der Verurteilte mit angehört, daß die Becher ausgewechselt werden sollten. Er hatte von der Gnade des Königs gewußt, um der Gültigkeit eines Herrscherwortes willen aber hatte er die Becher in einem unbewachten Augenblick wiederum ausgewechselt.

Der König versuchte, den Sterbenden selbst mit seinen Armen zu stützen, um ihm das Sprechen leichter zu machen, da aber sah er in das Antlitz eines Toten. Im tiefsten erschüttert, verharrte er eine Weile in Schweigen, dann streifte er langsam den Ring vom Finger, den er zwei Abende vorher dem Darsteller zum Geschenk machen wollte, und steckte das blitzende Schmuckstück dem Toten jetzt eigenhändig an. Dieser Mensch verdiente trotz seines Vergehens mehr als dieses kleine Geschenk!

Unser Büchertisch

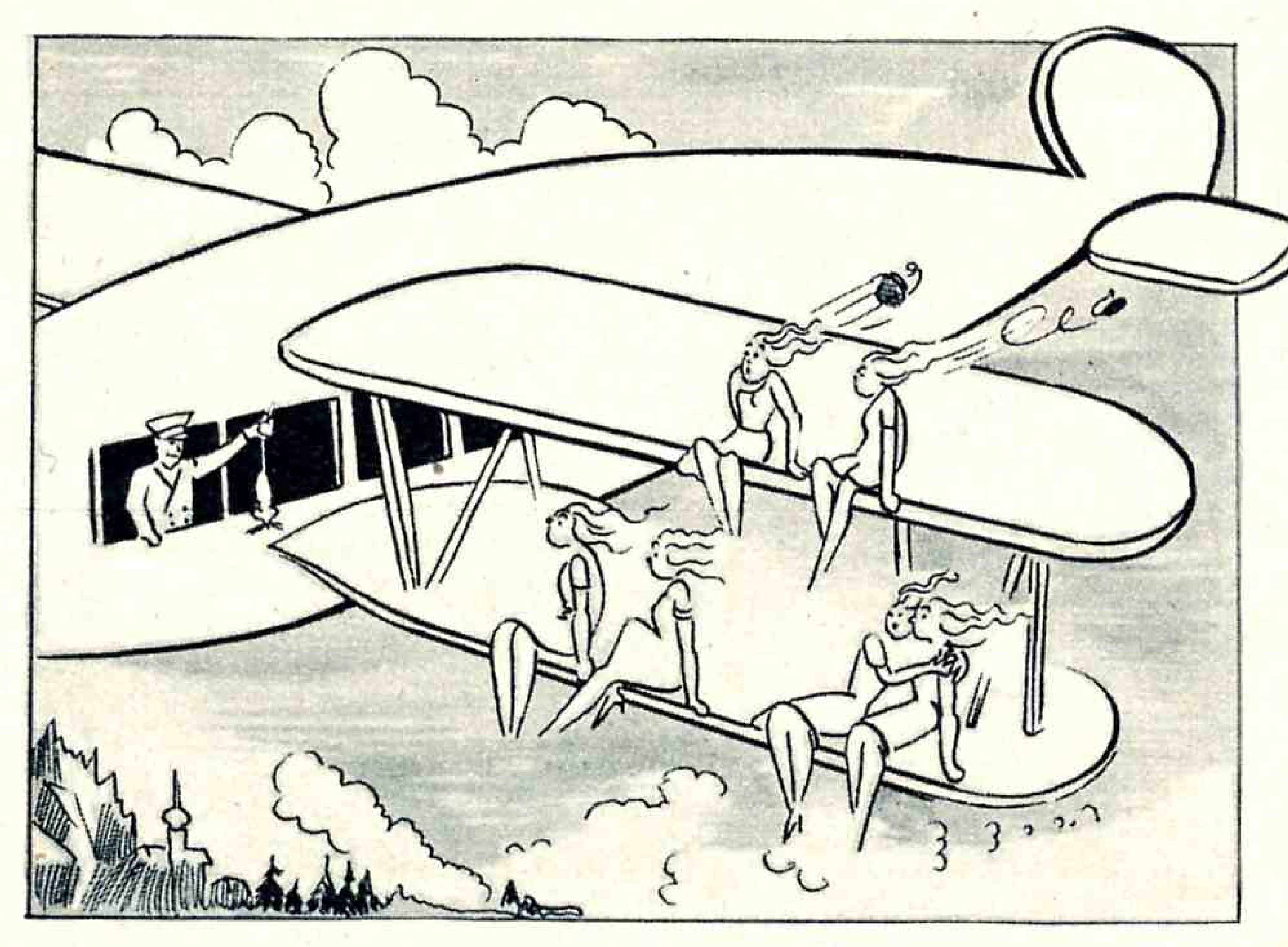
„Die Luftmächte Europas, Asiens, Amerikas, Afrikas, Australiens". Verlag Bernard u. Graefe Berlin. 97 Seiten. Preis 1,75 RM.

Als Band 2 der Reihe „Europa — Kräfte und Wirkungen" kommt diese ausgezeichnete Broschüre im richtigen Augenblick. In klarer, allgemein verständlicher Form bringt Teil I zunächst „Begriffsbestimmungen", Teil II „Wie bewertet man eine Luftmacht?", Teil III schließlich „Die Luftmächte der Welt". Dieses Kapitel, das auf sehr gründlichen Studien beruht, schildert bis ins Einzelne die Gliederung und Stärke der verschiedenen Luftwaffen mit genauen Zahlenangaben der vorhandenen Kriegsflugzeuge, des Personals, der Flak, des Luftschutzes u. a., durch die Abschnitte „Ausrüstung" und „Bewertung" erhält man Einblick in den Zustand der Ausrüstung, ob sie neuzeitlich oder veraltet, im Umbau oder Ausbau begriffen, und wie die Kriegsindustrie zu beurteilen ist. Eine Tabelle gibt Aufschluß über die Flugzeugschiffe der fremden Staaten. — Jedem Soldaten, aber auch jedem Laien, der sich für die Kräfteverhältnisse in der Welt interessiert, allen Schriftleitungen und Organisationen gibt dieses kleine Buch in seiner Kürze und Klarheit einen hervorragenden Überblick

J. Grabler

Der Adler erscheint 14-täglich. Bezugspreis durch die Post 44 Rpf monatlich, einschließlich 6 bzw. 9 Rpf Postgebühren, hierzu 2 Rpf Zustellgeld je Heft. Hauptschriftleiter Hermann Schreiber, Berlin W 15. Stellvertreter sowie verantwortlich für den allgemeinen Teil Dr. Georg Böse, Berlin-Charlottenburg, z. Zt. in Urlaub.
Verantwortlich für Luftwaffe und Technik Josef Grabler, Berlin-Lichterfelde. Verantwortlicher Anzeigenleiter Willy Roth, Berlin-Frohnau. DA II. Vj. 1939
Verantwortlich für Luftwaffe und Technik Josef Grabler, Berlin-Lichterfelde. Verantwortlicher Anzeigenleiter Willy Roth, Berlin-Frohnau. DA II. Vj. 1939 über 300 000. Pl. 2. Druck und Verlag August Scherl Nachfolger, Berlin SW 68. Fernsprecher-Sammel-Nr. Ortsverkehr 17 45 71 — Fernverkehr 17 57 61 — Entered as second class matter at the Post Office, New York, N. Y. — Printed in Germany

Gute Laune – das halbe Leben!



„Kommen Sie doch wieder herein, meine Damen! Wir haben die Maus ja schon gefangen!“ Zeichnung Becker

Fachmännisch

Bodo ist ein großer Bastler. Dabei kommt er erst übers Jahr zur Schule. Nun hat er neulich ein Brüderchen bekommen und darf zum erstenmal an das Bettchen. Ganz still liegt das kleine Wesen darin. Bodo steht abwartend davor. Plötzlich bewegt sich das Kleine. „Papa, Papa!“ schreit da Bodo begeistert, „jetzt funktioniert's!“

Oberflächlich

Suse sah zum erstenmal die See. „So viel Wasser!“ staunte sie, „nein, so viel Wasser!“

„Und dabei siehst du nur die Oberfläche davon!“ freute sich Fritz, der Ehemann.

Selbstbewußt

Theo tanzte mit Thea. Verliebt flüsterte er ihr ins kleine Ohr: „Was möchten Sie lieber sein, Fräulein Thea, schön oder reich?“ Sie errötete leicht und flötete zurück: „Ich möchte sehr gern auch reich sein!“

Gut gegeben

London. — Ein Sandwichmann ging die Straße hinunter. Er aß sein Frühstück. Die Plakate, die er auf Brust und Rücken trug, waren umgedreht, so daß man nur die leere Rückseite sah. „Sie!“ rief ihn ein Vorübergehender an. „Sie tragen ja die Plakate verkehrt herum.“ „Weiß ich! Denken Sie, ich will auch noch in der Frühstückszeit arbeiten?“

Sicherheitsgarantie

Eine wißbegierige Dame besucht zum erstenmal in ihrem Leben ein Kohlenbergwerk. Während sie abwärts fährt, wird ihr zu ihrem nicht geringen Erschrecken mit einemmal bewußt, daß ihr Schicksal und das ihrer Begleiter an diesem einzigen Seil hängt, an dem jetzt der Korb in die Tiefe gleitet. „Halten Sie das wirklich für sicher“, fragt sie den neben ihr stehenden Grubenbeamten. „Todsicher“, erwidert dieser vertrauensvoll, „das Seil hat eine Garantie von zwölf Monaten, und morgen wird es erneuert.“

Unter fremder Flagge

Ein junger Dichter zu seinem Freund: „Ich bin gerade dabei, meinen ersten Gedichtband unter dem Namen Hans Meyer herauszugeben.“ — „Das finde ich aber nicht sehr anständig von dir!“ — „Aber warum denn?“ — „Na, denke doch an die Tausende, die man jetzt unschuldig verdächtigen wird!“

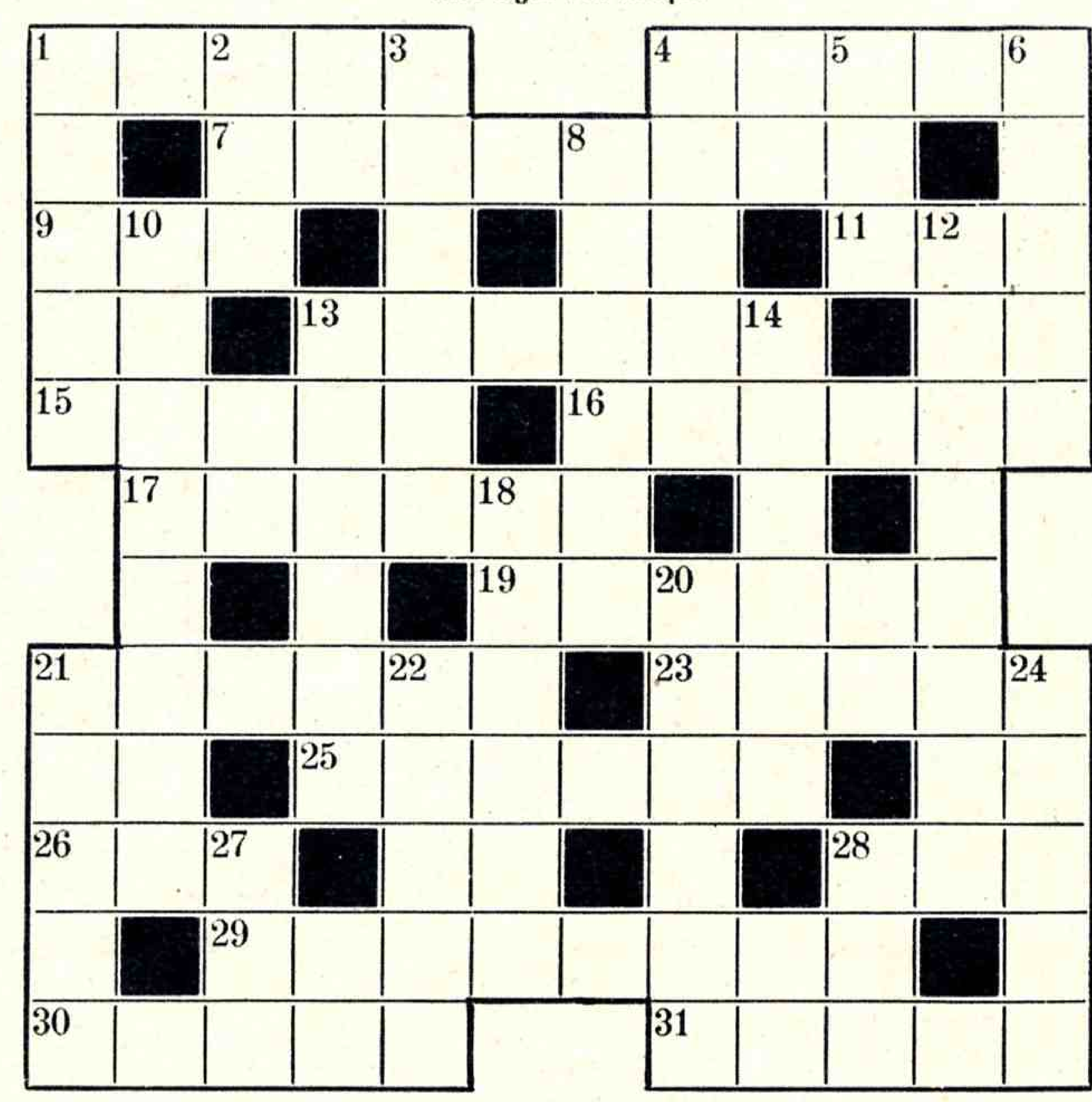
Politische Astronomie

Im Jahre 1837 entließ der König von Hannover die „Göttinger Sieben“, sieben patriotische Professoren der ehrwürdigen Göttinger Universität, unter denen sich auch die Brüder Grimm befanden. Das akademische Deutschland war über diesen heimtückischen Angriff, der dem Reichsgedanken galt, aufs heftigste entrüstet und machte seinem Ärger bei jeder Gelegenheit Luft; am witzigsten Johann Friedrich Encke, der Direktor der Berliner Sternwarte. Als König Ernst August von Englands Gnaden kurz nach dem Universitätsskandal Berlin besuchte und auch das Observatorium besichtigen wollte, sagte der berühmte Astronom: „Gut, gut, er soll nur kommen! Ich werde ihm das Siebengestirn schon zeigen!“

Denken – Raten – Lösen!



Kreuzworträtsel



Bedeutung der einzelnen Wörter a) von links nach rechts: 1 Alpenland, 4 Musikinstrument, 7 Stadt in Schottland, 9 Kurort, 11 Teil des Baumes, 13 Wandelstern, 15 Zahlstelle, 16 Wasserfahrzeug, 17 warme Quelle, 19 Verfügung, 21 Teil des Außenhandels, 23 berühmtes Heldenepos, 25 Tischlererzeugnis, 26 Gewässer, 28 griechische Göttin, 29 Kurort in Schlesien, 30 Wurfschlinge, 31 Lebensgefährte;

b) von oben nach unten: 1 Genußmittel, 2 Maschinenteil, 3 Unterrichtender, 4 italienische Hafenstadt, 5 weiblicher Vorname, 6 Stadt in Schleswig-Holstein, 8 Naturerscheinung, 10 Teil der Medizin, 12 deutsches Gebirge, 13 Insel in der Odermündung, 14 hörbare Erscheinung, 18 Himmelserscheinung, 20 deutscher Chemiker, 21 abgeschlossenes Gebiet, 22 Shakespearische Dramengestalt, 24 Werkzeug, 27 griechische Göttin, 28 Teil des Dramas. 49244

Erdkundliches Silbenrätsel

a — a — a — a — ba — bank — be — bers — bi — bing — bran — brei — bruck — burg — burg — burg — de — den — der — do — dog — dri — drid — e — ei — el — ell — en — eu — frie — ga — ga — gen — ger — inns — lu — ma — man — ne — neu — neu — nien — nin — no — nu — pen — phrat — ran — rends — ron — sach — sack — sel — spit — strut — tu — un — wal — wan — ze — zug

Aus vorstehenden 61 Silben sind 23 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und vierte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Wort von Schiller ergeben.

Bedeutung der einzelnen Wörter: 1 Kurort in Mecklenburg, 2 Strom in Vorderasien, 3 europäische Hauptstadt, 4 Stadt in Oberitalien, 5 Teil des Mittelmeers, 6 Stadt an der Weser, 7 Nil-Landschaft, 8 Berg in den Bayerischen Alpen, 9 Nebenfluß der Saale, 10 Stadt in Schleswig-Holstein, 11 Kurort in der Schweiz, 12 Stadt in Tirol, 13 Stadt in Württemberg, 14 Stadt in der Schweiz, 15 Stadt in Ostpreußen, 16 Stadt im Elsaß, 17 durch Seeschlacht im Weltkrieg bekannte Untiefe in der Nordsee, 18 Fluß in Schleswig-Holstein, 19 Stadt in Mecklenburg, 20 Fluß in Frankreich, 21 Industriestadt in der Mark Brandenburg, 22 Stadt im Havelland, 23 Gebirgszug in Italien. 48824

Auflösungen der Rätsel aus voriger Nummer

Kreuzworträtsel: a) 1 Narew, 5 Muhme, 9 Amati, 10 Atair, 11 Ems, 12 Egge, 15 Inn, 16 Neer, 17 Erbe, 20 Etat, 22 Alberich, 23 Schierke, 24 Bath, 26 Earl, 29 Edda, 31 Tor, 33 Leer, 34 Rad, 35 Email, 36 Grube, 37 Latte, 38 Opfer; — b) 1 Naehe, 2 Ammer, 3 Ras, 4 Wien, 5 Maer, 6 Hai, 7 Minna, 8 Ernst, 13 Gemeinde, 14 Getreide, 18 Bast, 19 Elch, 20 Ecke, 21 Thea, 24 Betel, 25 Aroma, 27 Raabe, 28 Leder, 29 Elle, 30 Argo, 32 Rat, 34 Ruf.

Silbenbaukasten: Was fliehst du eilend vor der Welt, Sie bleibt dir doch zur Seite! Drum sei ein Mann, und sei ein Held, Und stell dich ihr zum Streite!

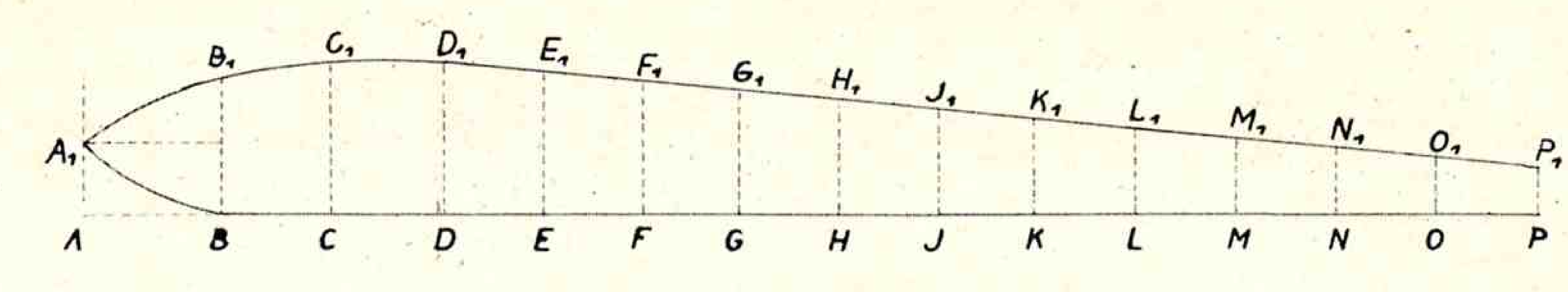


Abb. 1 Seitenansicht

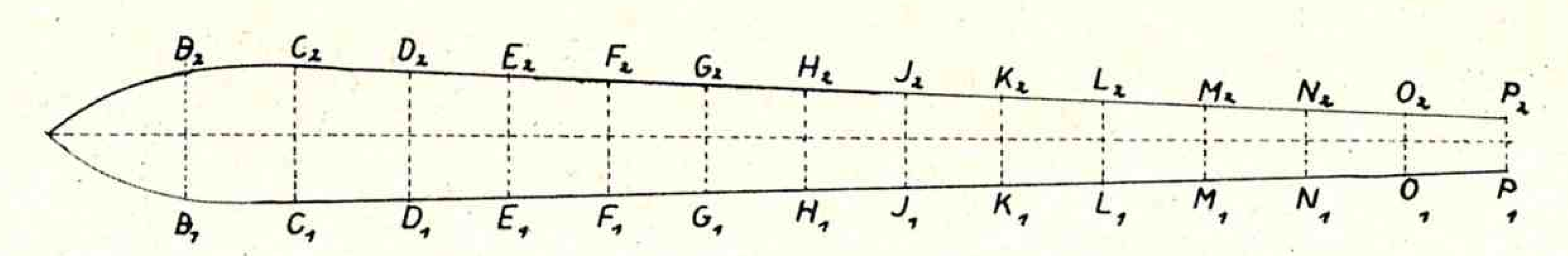


Abb. 2 Rumpf (oben)

Heute bauen wir einen

Leistungssegler

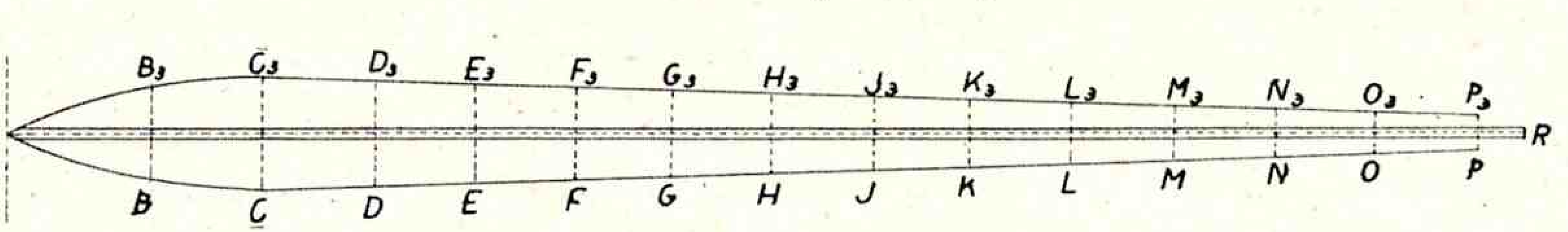


Abb. 3 Rumpf (unten)

I. Der Rumpf

Der Bau des neuen Seglers ist etwas schwieriger als der erste Gleiter aus Holz, den wir in den Heften 3, 4 und 5 beschrieben haben. Diesmal wird schon der Rumpf aus mehreren Teilen zusammengesetzt. Da die einzelnen Spanten nicht gleich groß sind, sondern sich zum Schwanzende immer mehr verjüngen, d. h. kleiner werden, müßt ihr beim Aufzeichnen auf die 1 mm starke Sperrholzplatte (Gleiterplatte) sehr genau arbeiten. Es ist nicht unbedingt notwendig, daß ihr von dem Rumpf vorher Zeichnungen von 1:1 d. h. in natürlicher Größe anfertigt. Es müssen aber sowohl für die „Gleitschiene" als auch für die 4 Kantleisten Biegeschablonen, deren nähere Beschreibung ihr später bekommt, entworfen werden.

An Material benötigt ihr für den Rumpf 4 Kiefernleisten von 4×3 mm Stärke und ungefähr 850 bis 900 mm Länge, sowie eine Linden- oder Buchenleiste von 6×6 mm Stärke und ebenso lang. Die Rumpfspanten werden aus einer 1 mm starken Gleiterplatte ausgeschnitten. Für den ganzen Segler braucht ihr ungefähr 1 m² Sperrholz. Für die Bespannung des Rumpfes sowie für den Tragflügel und das Seitenleitwerk eignet sich besonders „Flumo dünn" oder ähnliches Papier. Alle Holzteile sowie Leim, Papier, Lack usw. kosten zusammen etwa 2,50 RM. Bei den Rumpfspanten müßt ihr Holz sparen, die herausgesägten Teile sind gut für kleinere Spanten zu verwenden.

Aus Abb. 1 könnt ihr die Form der Seitenansicht erkennen. Die Maße der Grundlinie sind: A—B = 75 mm; B—C = 60 mm; C—D = 60 mm; D—E = 50 mm; E—F = bis einschl. P ebenfalls je 50 mm. Die Höhen der einzelnen Spanten sind: $B—B_1$ = 75 mm (I); $C—C_1$ = 85 mm (II); $D—D_1$ = 80 mm (III); $E—E_1$ = 75 mm (IV); $F—F_1$ = 70 mm (V); $G—G_1$ = 65 mm (VI); $H—H_1$ = 60 mm (VII); $J—J_1$ = 55 mm (VIII); $K—K_1$ = 50 mm (IX); $L—L_1$ = 45 mm (X); $M—M_1$ = 40 mm (XI); $N—N_1$ = 35 mm (XII); $O—O_1$ = 30 mm (XIII).

(Die römischen Ziffern hinter den Maßzahlen stellen die Nummer der Spante dar, die auf jede fertige zu übertragen ist, damit keine Fehler entstehen bzw. damit kein Werkstück vergessen wird.)

Die Maße der Grundlinie werden auf die Gleitschiene übertragen. Wir beginnen nicht auf der äußersten Kante, sondern lassen ungefähr 30 bis 50 mm frei. Dann erst werden die Entfernungen aufgetragen. Besonders gekennzeichnet wird der Punkt B, — etwa mit einem roten Ring. Sind alle Teilstrecken genau — es kommt dabei wirklich auf 1 mm an — aufgetragen, wird für die Gleitschiene die Biegeschablone angefertigt. Hierzu benötigt ihr eine Leiste von 10 bis 15 mm Stärke, 100 mm Breite und etwa 550 mm Länge. Auf der Leiste zeichnen wir uns nach Abb. 5 (unten) die Gleitschiene in natürlicher Größe auf. Von B bis P ziehen wir eine Gerade, parallel zu ihr im Abstand von 6 mm eine zweite. Die Hilfslinie A—B ist gleich 75 mm. In A wird eine Senkrechte errichtet und darauf 42½ mm (A_1) abgetragen. Durch einen Bogen werden nun die Punkte A_1—B verbunden, im Abstand von 6 mm entsteht parallel hierzu eine Linie $A—B_1$. Sind diese Linien ausgezogen, werden in einem Abstand von etwa 30 bis 40 mm von $B_1—P_1$ und von B—P auf den Strichen stärkere Drahtstifte (Länge 15 bis 20 mm) eingeschlagen. Außerdem müßt ihr noch die Linie $A_2—B_1$, jedoch nur in einem Abstand von 10 bis 15 mm benageln. Ist diese Arbeit fertig, wird die Gleitschiene in den von Nägeln begrenzten Raum hineingeschoben. Der rot gekennzeichnete Punkt B der Gleitschiene muß genau mit dem Punkt B der Schablone (Abb. 5 unten) übereinstimmen.

Nun bittet ihr Mutti, daß sie euch einen Teekessel (Pfeif- oder Dampfkessel usw.) mit etwas Wasser füllt und aufs Feuer stellt. Erreicht das Wasser den Siedepunkt und beginnt es zu verdampfen, so können wir biegen. Zuerst werden die Wasserdämpfe auf den Punkt B gelenkt. Nach kurzer Zeit wird die Leiste vorsichtig an dem äußersten Ende angefaßt und gegen den Nagel in B_1 gebogen. Gleichzeitig wird der erste Nagel auf der Linie A_1—B eingenagelt. Der Vorgang wird dann so oft wiederholt, bis die ganze Linie A_1—B benagelt ist und die Gleitschiene die richtige Biegung erhält. Das Werkstück muß nun mindestens einen Tag in dieser Spannung austrocknen, damit es sich nicht wieder verzieht.

Ist das Holz richtig trocken, so können wir die Nägel der Linie A_1—B—P vorsichtig herausziehen. Die Nagelreihe $A_2—B_1—P_1$ bleibt aber bestehen, da sie gleich für die beiden unteren Kantleisten verwendet werden kann. Geändert wird lediglich die Entfernung B_1—B bzw. P_1—P auf 4 mm. Auf dieser neuen Linie werden von P bis B die Drahtstifte eingenagelt. Auf den beiden Kiefernleisten werden nun die gleichen Entfernungen wie auf der Gleitschiene aufgetragen, und auch der Punkt B wird mit einem roten Ring versehen. Beide Leisten werden in einem Arbeitsvorgang genau wie die Gleitschiene gebogen.

Es fehlen nun noch die beiden oberen Kiefernleisten. Eingeteilt werden sie wie die anderen, gebogen aber nach einer neuen Schablone (Abb. 5 oben). Zuerst tragt ihr von A_1 aus die Entfernungen der Grundlinie nach Abb. 1 auf. In den einzelnen Punkten (von B ab) werden Senkrechte errichtet und darauf folgende Werte abgetragen: $B—B_1$ = 32½ mm; $C—C_1$ = 42½ mm; $D—D_1$ = 37½ mm; $E—E_1$ = 32½ mm; $F—F_1$ = 27½ mm und schließlich $L—L_1$ = 2½ mm. Von F_1 zu L_1 könnt ihr eine gerade Linie ziehen. Nun werden die Punkte A_1, B_1 bis F_1 verbunden. In einem Abstand von 4 mm ziehen wir eine zweite Linie, die von L_2 bis D_2 benagelt wird. Dann dämpfen wir wieder die beiden Leisten und biegen sie nach der Linie $A_1—B_1—F_1$. Auch diese beiden Kiefernleisten bleiben mindestens einen Tag lang eingespannt.

Nun müßt ihr die einzelnen Spanten ausschneiden. Die Maße der Abb. 2 (die Oberfläche des Rumpfes) sind: $B_1—B_2$ = 65 mm; $C_1—C_2$ = 75 mm; $D_1—D_2$ = 70 mm; $E_1—E_2$ = 66 mm; $F_1—F_2$ = 63 mm; $G_1—G_2$ = 58 mm; $H_1—H_2$ = 54 mm; $J_1—J_2$ = 50 mm; $K_1—K_2$ = 46 mm; $L_1—L_2$ = 42 mm; $M_1—M_2$ = 38 mm; $N_1—N_2$ = 34 mm; $O_1—O_2$ = 30 mm.

Die Maße der Unterseite nach Abb. 3 sind: $B—B_3$ = 45 mm; $C—C_3$ = 55 mm; $D—D_3$ = 51 mm; $E—E_3$ = 48 mm; $F—F_3$ = 45 mm; $G—G_3$ = 42 mm; $H—H_3$ = 39 mm; $J—J_3$ = 35 mm; $K—K_3$ = 32 mm; $L—L_3$ = 29 mm; $M—M_3$ = 26 mm; $N—N_3$ = 22 mm; $O—O_3$ = 19 mm. Die Gleitschiene R ragt noch um 25 mm über $P—P_3$ heraus. $P—P_3$ ist an sich keine geschlossene Spante, sondern wird gesondert nach einer besonderen Abbildung das nächste Mal angefertigt.

Die Spanten selbst zeigt Abb. 4. Gezeichnet sind die I., II., III. und XIII. Spante. Die Maße $B—B_1—B_2—B_3$ usw. ergeben sich wie alle übrigen aus den Angaben der Abb. 1—3. Um möglichst genaue Werkteile zu bekommen, ist es zweckmäßig, sich jeweils ein Rechteck zu zeichnen (siehe Abb. 4 links $D—B_1—B_2—D_1$). Auf der Senkrechten $D—B_1$ wird die Höhe des Spantens nach Abb. 1 abgetragen. In Punkt B_1 zieht man eine Parallele zu $D—D_1$ und trägt darauf die Maße der Oberfläche nach Abb. 2 auf. Die gleiche Entfernung wird auch auf die Grundlinie $D—D_1$ übertragen. Nun verbindet man D_1 mit B_2. Jetzt müssen die beiden Punkte B und B_3 gefunden werden. Wir

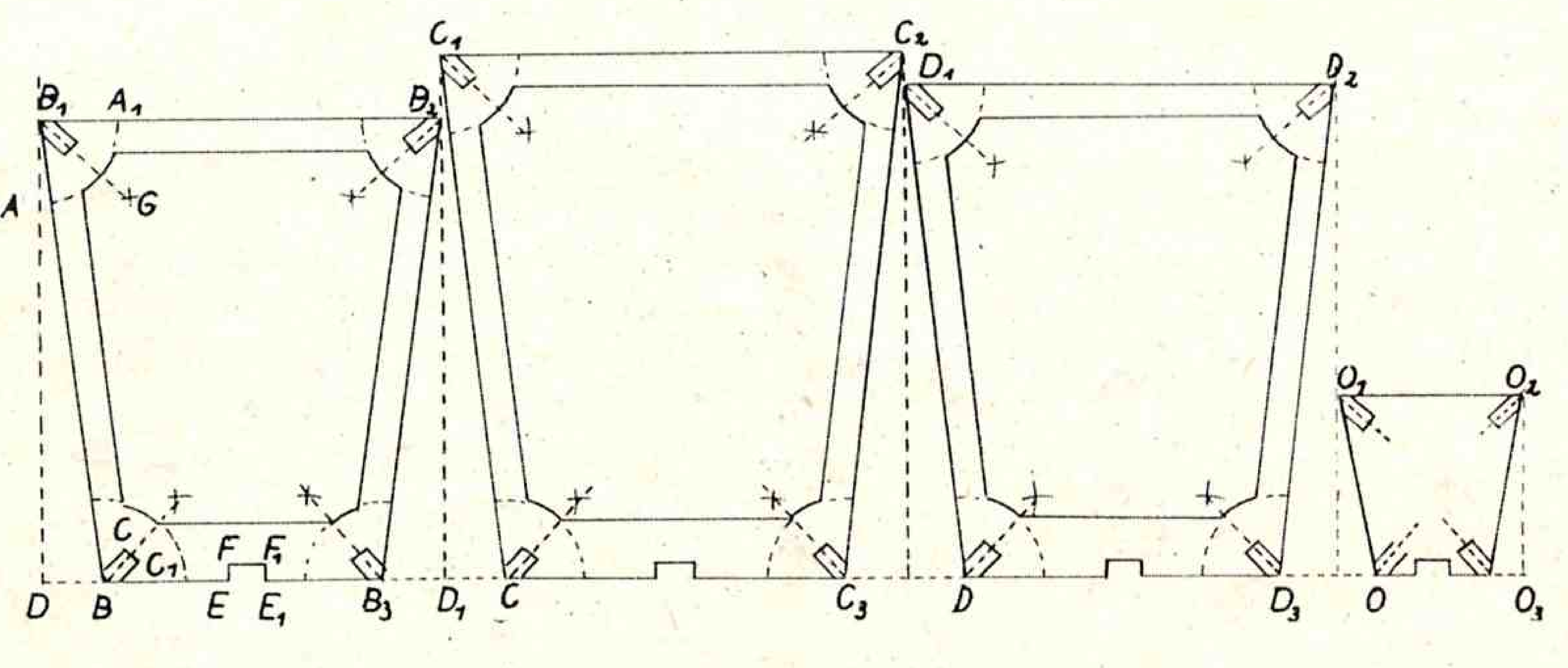
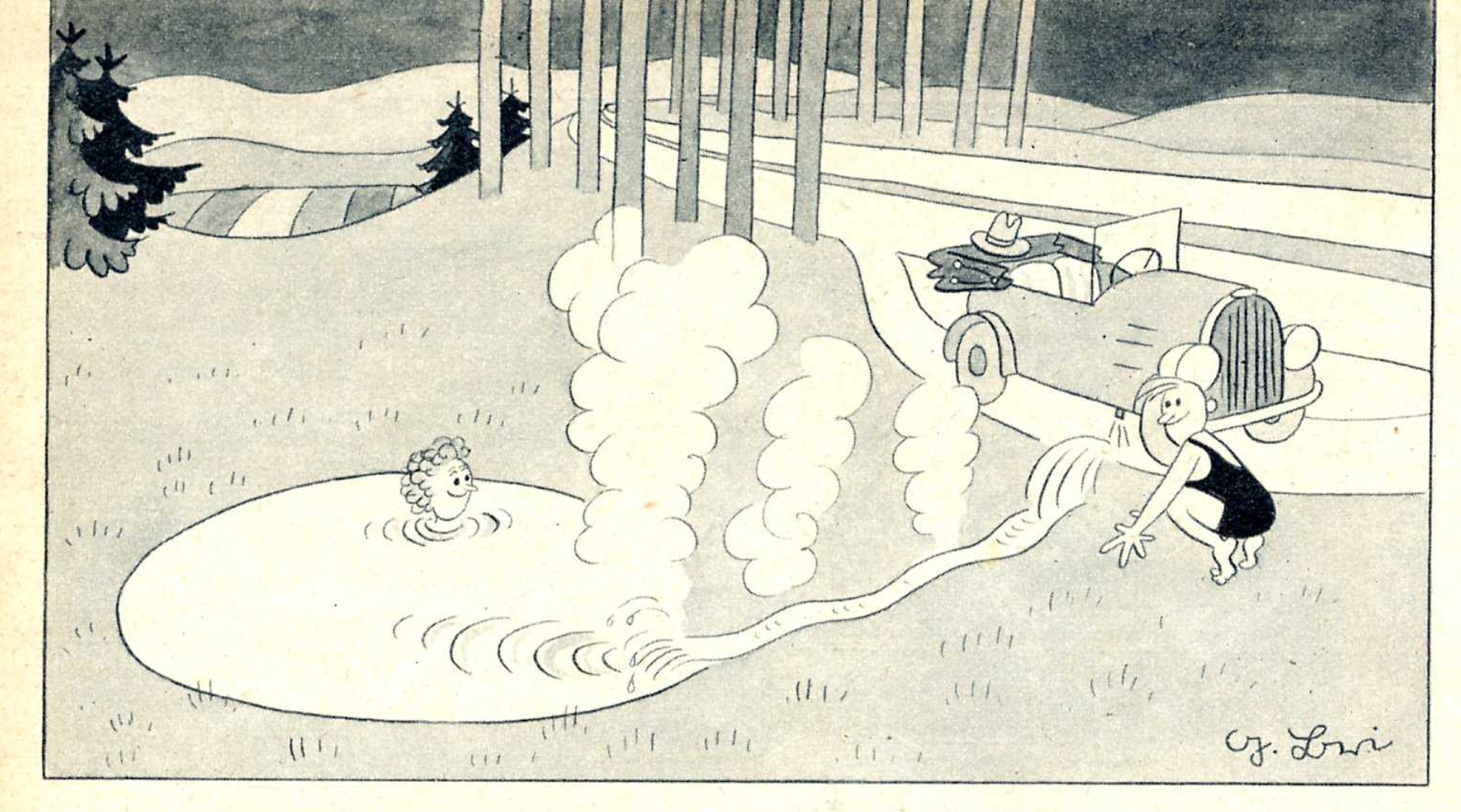
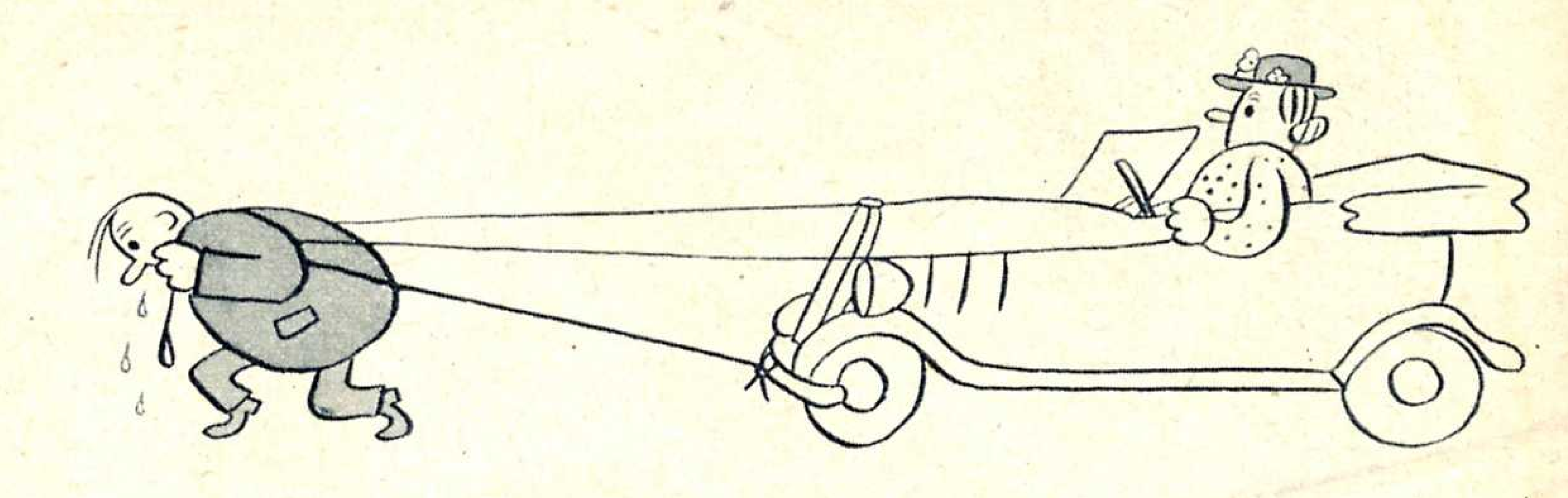


Abb. 4



Das Bad am Sonnabendnachmittag oder
der Kühler als Heißwasserspender

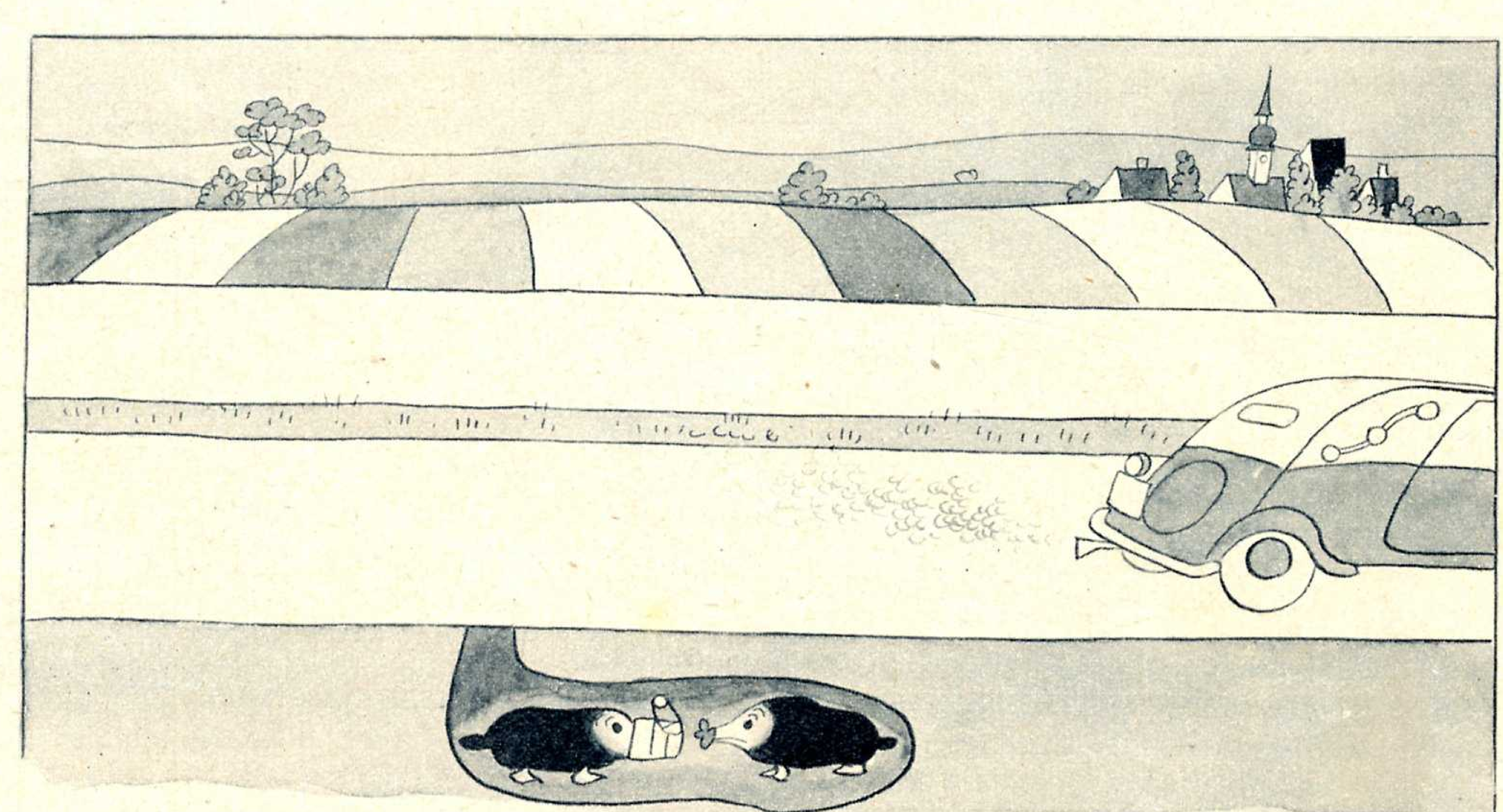


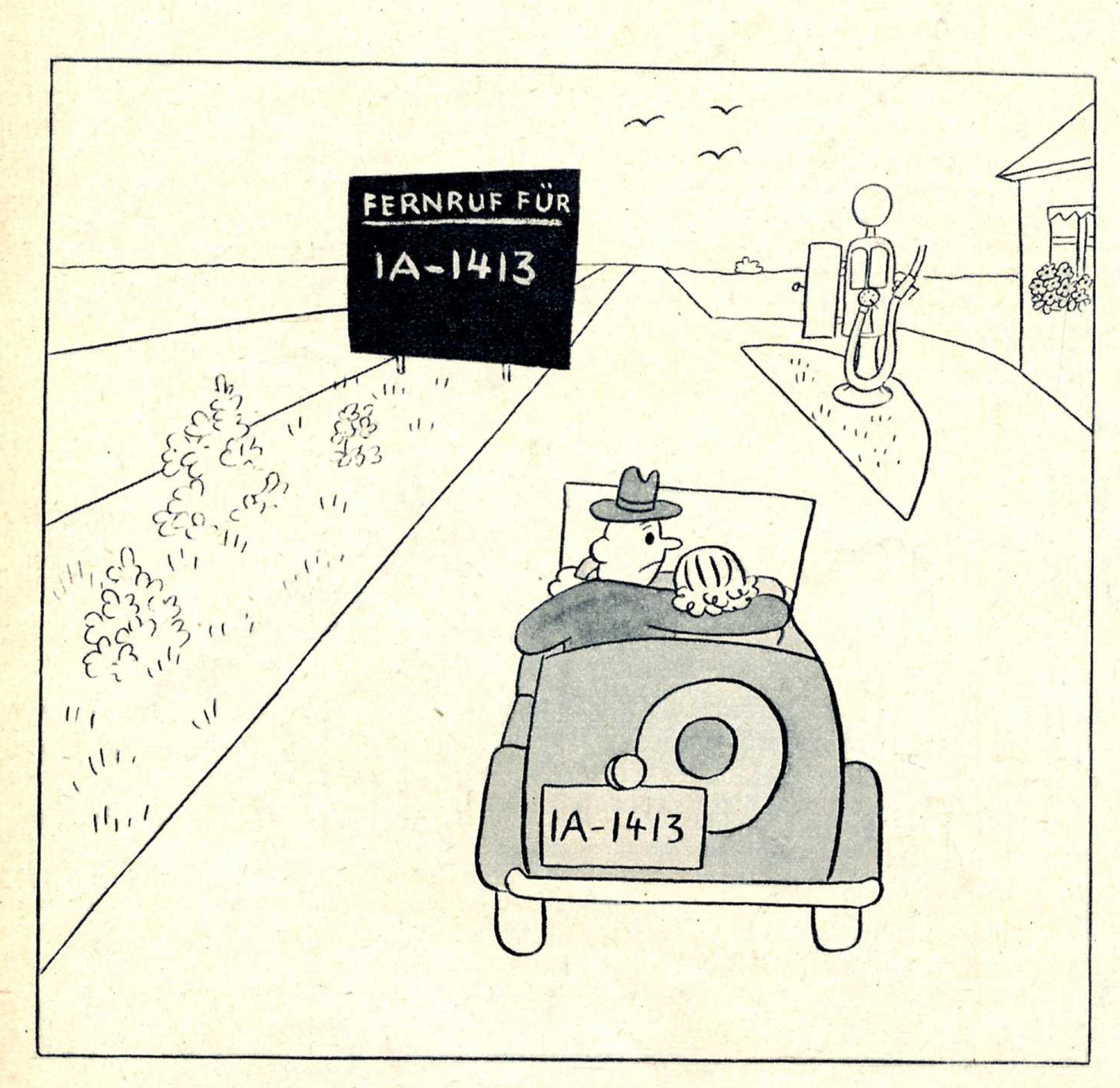
Zwanzig Kilometer vor dem Ziel oder der Mann, der zu tanken vergaß

Erlebtes auf der Autobahn

Zeichnungen von G. Brinkmann

Unten: „Nanu, Verband um die Schnauze?"
„Autobahn angebohrt! Aber Zement war härter."





„Oweh, da hat meine Frau doch etwas gemerkt!"



Der kluge Hirsch oder Vorsicht ist die Mutter der Porzellankiste